Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt

Digitale Bibliothek des Sondersammelgebietes Vorderer Orient

# Türkisches Highlife

Ahmed Midhat

[Dresden], 1897

urn:nbn:de:gbv:3:5-38888

Visual Library

Fa
2596

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt
DFG

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

# Türkisches Highlife.

Erzählungen aus der Gesellschaft

von

**Ahmed Midhat**

übersetzt von **E. S.**

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Alle Rechte vorbehalten.

Bibliothek der
Deutschen
Morgenländischen
Gesellschaft

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt
DFG

# Vorwort des Übersetzers.

Während dem größeren deutschen Lesepublikum aus den älteren Perioden des türkischen Schrifttums fast ausschließlich nur die Schwänke des Chodscha Nassreddin Effendi bekannt geworden sind, steht es nicht viel besser um seine Fühlung mit den literarischen Strömungen der modernen Osmanli. Nur spärliche Tropfen sickern zu uns durch aus dem immerhin ansehnlichen Sammelbecken, in welches die führenden Geister dieses Volkes unter dem Hochdrucke der Gegensätze und Probleme, die die Neuzeit in das Lebenswasser der im Islam gebundenen Welt hineingeworfen hat, ihre Gedanken, Gefühle und Energieen ableiten.

Und doch ist manches Erzeugnis aus dieser Werkstatt geistigen Fluidums auch unserer Beachtung würdig. Deshalb glaubt der Verdeutscher der folgenden Erzählungen kein ganz unnützes Werk zu thun, wenn er seine Landsleute in einige Proben aus der Feder eines Mannes einführt, der, ebenso vertraut mit den Bildungsquellen des Orientes, wie hinlänglich in

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Berührung mit den mächtigen Einflüssen europäischer Gesittung, in seinem Vaterlande als vorzugsweise befähigt anerkannt wird, sich zum Richter über das, was seiner Nation Not thut, aufzuwerfen.

Ahmed Midhat ist gegenwärtig einer der hervorragendsten Journalisten Konstantinopels, sowie als fruchtbarer Schriftsteller der unermüdliche Vorkämpfer reformatorischer Ideen, mit der Beschränkung jedoch, daß er die Grundfesten der muhamedanischen Religion sowie der staatlichen Selbständigkeit des osmanischen Reiches unangetastet wissen will. Man kann daher füglich seine Stellung zu der brennenden Frage der Besserung der öffentlichen Zustände — mutatis mutandis — als eine freikonservative bezeichnen. Mit dieser Stellungnahme innig verwandt ist seine Tendenz, zwar ungescheut den Finger auf die Wunde zu legen, die Mittel zur Heilung jedoch in der Selbstreinigungskraft der Volksseele zu suchen, wie er denn überhaupt Krankheit und Remedur als eigenste nationale Angelegenheit betrachtet und die ethische Schuld gewissermaßen durch eine innere Anleihe zu decken befürwortet.

Für uns Außenstehende ist von ungleich höherem Werte, als diese seine patriotischen Absichten, der unbefangene Realismus, den seine Schriften trotz allem Tendenzgeiste atmen, und der diese zu einwandfreien Urkunden von sittengeschichtlicher Bedeutung stempelt und erhebt. Wir finden in ihnen den zeitgenössischen Türken der vornehmeren Stände

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

geschildert, wie er leibt und lebt, wie er sich ohne alle Verstellung in seinen vier Pfählen giebt, wie er liebt, wie er haßt, was er hofft, und woran er verzweifelt. Dem gleichzeitig erkennbarem Bestreben des Autors, auch den lichten und warmen Stellen im moralischen Besitztum seiner Stammesbrüder ihren Platz zu sichern, wird der aufmerksame Leser vielleicht nicht ganz seine Sympathie versagen, wenn er die in der vorliegenden Auswahl im Vordergrunde stehenden drei Charakterfiguren eines „Gargantua", eines „Werther" und eines „Hagestolz" in türkischer Gewandung an sich hat vorüberziehen lassen und dabei etwa zu der Überzeugung gekommen ist, daß das Volk, aus dessen Schoße diese hervorgingen, — es bleibe hier unentschieden, ob trotz oder infolge der von ihm durchgemachten riesigen Kreuzungs- und Abschleifungsprozesse — durchgehends einen seelischen Schatz an Humor, Gemütstiefe und ernster Lebensauffassung bewahrt, welcher es der germanischen Eigenart kongenialer erscheinen läßt, als er erwartet hatte.

Somit übergebe ich die nachstehenden Erzählungen dem Wohlwollen des deutschen Lesers.

E. S.

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| Der Nimmersatt | 1 |
| Die Ehe | 93 |
| Jugend | 141 |


Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

# Der Nimmersatt.

Türkisches Sittengemälde von Ahmed Midhat.

Stambul 1302 (1884 europ. Stils).

---



Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt
DFG

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

# Vorrede.

Wenn der Mensch durchaus keine Berufsarbeit findet, die seine Zeit vollständig ausfüllt, so fängt er an, sich mit einer Menge von Dingen zu beschäftigen, die keiner der gewöhnlichen menschlichen Thätigkeiten im geringsten ähneln, und es entspringen dann daraus bald für die ganze Gesellschaft, bald für das betreffende Individuum selbst mancherlei Übelstände.

Deshalb sind sogar staatsmännische Autoritäten der Meinung, daß man in Zeiten politischer Gärung solchen berufslosen Personen stets große Aufmerksamkeit widmen müsse. „Denn," argumentieren sie, „wenn Menschen, die mitten in der Arbeit stehen, kaum Zeit genug haben, um ihr tägliches Arbeitspensum fertig zu stellen, so bleibt ihnen erst recht keine Zeit, die sie auf das Revolutionshandwerk verwenden könnten. Und wie man sich von einem Individuum ohne Beschäftigung mancherleier Übelthaten versehen muß, so gilt das auch von einem ganzen Volke." Sie folgern weiterhin: „Da mit Naturnotwendigkeit der menschliche Geist nicht müßig bleiben kann, so gerät man, wenn man sonst



Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

nichts zu thun hat, auf die Beschäftigung mit den allgemeinen Zuständen seiner Zeit und kommt hierbei auf allerlei gewagte Einfälle. Auf derselben psychologischen Thatsache beruht es auch, daß die Menschen in Kulturstaaten, um nach des Tages Last und Mühe auch ihre Erholungszeit bei einer, wenn auch harmlosen Beschäftigung zuzubringen, solche Vergnügungen, wie Theater und Konzerte, erfunden haben, und, da sie eben das natürliche Bedürfnis fühlen, die durch die eine Thätigkeit hervorgebrachte Ermüdung durch eine andere Thätigkeit zu vertreiben, nun auch thatsächlich ihre Erholungszeit mit solchen Vergnügungen hinbringen."

Mag man es betrachten, von welcher Seite man wolle, das liegt in Wirklichkeit klar zu Tage, daß alles Übel aus der Beschäftigungslosigkeit des Menschen entspringt. Giebt es z. B. etwa im Gemüte einer von früh morgens bis spät abends mit Haus und Hof, Kind und Kegel emsig beschäftigten Frau melancholische Verstimmungen? Gewiß nicht! Hingegen beobachtet man diese Zustände im Übermaß bei Frauen, welche nichts anderes zu thun haben, als den ganzen Tag am Fenster zu sitzen und allerlei Hirngespinnsten nachzuhängen. Sicherlich ist es besser, daß eine Frau ein Buch zur Hand nimmt, als daß sie sich in Gedanken verliert. Denn selbst wenn dieses Buch ein gewöhnlicher Liebesroman sein sollte, so wird sie doch dadurch, daß sie den in ihm handelnden Personen bald ihre Zuneigung, bald ihren Abscheu zuwendet, ihren

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Geist insoweit beschäftigen, als diese Thätigkeit sie von anderen minderwertigen Thätigkeiten abhält. Mögen daher immerhin einige sogar ihren Nachtschlaf opfern, um nur die angefangene Geschichte zu Ende zu lesen!

Es wird kaum nötig sein, diesen Gedanken noch weiter zu erörtern, wo doch schon die bloße Thatsache, daß der Mensch durch eine positive Beschäftigung von anderen Beschäftigungen abgezogen wird, dem abwägenden Geiste genügt.

Früher wurde in unserem Stambul nicht so viel gearbeitet, wie heutzutage. Während man jetzt für den Lebensunterhalt zehn Stunden täglich arbeiten muß, genügte damals demselben Zwecke ein ein- bis zweistündiges Schaffen. Vollends diejenigen, welche den Titel „Erbschaftsesser" hatten, brauchten damals überhaupt nichts mehr zu thun. Heutzutage dagegen giebt es verhältnismäßig sehr viele Leute, welche, obwohl sie sehr reich sind, doch, um ihr Vermögen sparsam zu verwalten, sich eine Berufsarbeit erwählen. Ist es ja doch eine anerkannte Thatsache, daß mit auch nur wenig Unverstand große Reichtümer verloren gehen können.

Es klingt fast wie ein Märchen, wenn wir gewisse Vergnügungen solcher lediglich dem heiteren Lebensgenusse ergebener Berufsloser jener Zeiten schildern hören. Wenn z. B. erzählt wird, wie manchmal derartige Lebenslustige während des Kurban Bairam[1])

---

[1]) Deutsch: „Opferfest". Das bedeutendste aller muslimischen Feste, welches im Monat Du-lhiǧǧa (ungefähr zehn

ihren Gästen an Stelle und in Nachahmung der süßen Pastete râhat loqûm[1]) zerkleinerte Lunge, bestreut mit Zucker und Stärkemehl, vorsetzten, so stimmen die Zuhörer ein lautes Gelächter an. Was nun diese eben erwähnten, in der Sprache der Müßiggänger „Schabernack" genannten, sowie viele andere gleichgeartete Scherze für schlimme Folgen hatten, wie ferner solche Folgen das Publikum wohl zuvörderst zum Lachen, unter Umständen aber auch zum Weinen brachten, das soll diese hiermit beginnende Erzählung der Schicksale eines Nimmersatts schildern, dessen Quälgeist im Gegensatz zu seiner eigenen Devise: „Ungeheuere Heiterkeit ist meines Lebens Regel!" schließlich nur sich selbst anderen zur Zielscheibe des Spottes machte. Es ist meine vornehmste Absicht, daß der Leser, auch wenn er manchmal vor Lachen über das, was jetzt folgt, beinahe hätte bersten mögen, sich schließlich doch ein ernsthaftes und lehrreiches Beispiel daraus entnehme.

---

Wochen nach Beginn des Fastenmonats Ramadân) gefeiert wird. Anm. d. Übers.

[1]) Eigentlich râhat holqûm = „bequem gemachter Schlund", da diese Pastete im Munde leicht zerfließt und demnach bequem hintergeschlungen wird. Es giebt außerdem ein qusch loqûm (vulg. für holqûm) d. h. Eierpastete, qaimaqly loqûm d. h. Pastete mit Schlagsahne u. s. w. Anm. d. Übers.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt

# Erstes Kapitel.

Um das Jahr 18. . gehörte unter den vornehmeren Einwohnern Skutaris der in Ihsanié wohnende Neschathi Effendi zu den größten Vergnügungsjägern seiner Zeit. Da er sowohl in Stambul eine Menge Grundstücke, als auch in der Provinz viele Landgüter besaß, die ihm wer weiß wie viele hundert Beutel[1]) Rente brachten, so hatte er es nicht nötig zu arbeiten; weil nun aber der Müßiggang dieses gesegnete Erdenhaus sehr bald geradezu in den Zustand eines Marterhauses überführen würde, so verbrachte Neschathi Effendi seine ganze Zeit mit dem Arrangement von allerlei „Schabernacks".

Freilich entstanden ihm aus allen diesen „Schabernacks" vielfache Unannehmlichkeiten. Hatte er sich aber nur zunächst dabei mit einem kräftigen Gelächter ergötzt, so gab er gern für den Schaden und das Unglück, welche aus eben diesen Scherzen hervorgingen, Hunderte von Beuteln als Schmerzensgeld, und es bereitete ihm dann das Anschauen der Folgen seiner

---

[1]) Ein Beutel = 500 Piaster = ung. 110 Francs.
Anm. d. Übers.

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Ungehörigkeiten nur ein neues, wenn auch anders-geartetes Vergnügen.

Da lebt z. B. in demselben Viertel ein alter enragierter Raucher. Der wird nun im Ramadan zum Isthar (ersten Mahle unmittelbar nach Aufhören des Fastens, d. i. nach Sonnenuntergang) eingeladen. Unser Kerlchen kann seine Sehnsucht nach der Pfeife nicht bis zum Ende der Tafel zügeln und steht mitten im Mahle auf. Wohl beeilt sich der Diener Mehmed, ihm eine Pfeife zu stopfen, aber da legt sich Neschathi Effendi ins Mittel: „Laß das, Mehmed," ruft er, „der Herr mag sich seine Pfeife nach eigenem Wohlgefallen stopfen, und zwar möge er dazu diesen Beutel benützen," wobei er ihm seinen aus schönem Stoff gefertigten Tabaksbeutel zuwirft. Der arme Alte füllt seinen Tschibuq nach Herzenslust und übervoll; doch kaum hat er seine Tasse Kaffee, wie seinen Pfeifenkopf zur Hälfte geleert, so zerplatzt der letztere gleich einer Bombe. Hier fliegt die Pfeife, da die Kaffeetasse, hier die Mütze, dort die Brille unseres Papa Schmauchers hin, er selbst „fliegt" der Länge lang in Ohnmacht.

Ein solcher Schabernack bereitete dem gnädigen Herrn nicht wenig Vergnügen. Schon bei Tage hatte der Diener Mehmed einen Teig aus Schießpulver bereitet, ihn, um der Luft Durchzug zu schaffen, an einigen Stellen durchlöchert, zu guter Letzt die ohne Maß und Gewicht freihändig auf sieben bis acht Gramm Pulvergehalt geschätzte Masse durch fortgesetztes

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

derbes Kneten in das hinterste Ende des Pfeifenkopfes hineingepreßt und dann das Ganze bis zum Abend in die warme Küche gestellt. War nun die Masse recht schön getrocknet, so sollte wohl nach seiner Absicht die Pfeife beim Anzünden „fsch . . .“ machen und eine Flamme emporschießen lassen, aber oh weh! sie machte „bum“ und zersprang mit lautem Gekrach der ganzen Länge des Rohres nach bis in den Mund des unglücklichen Alten hinein.

War nun auch Schabernack und Schaden so weit gediehen, was lag da weiter dran?

Wenn man eine Pistole mit sieben, acht Gramm Pulver ladet, dann zertrümmert sie durch ihren Rückstoß den Arm des Schützen. So war eben auch die Pfeife infolge des Rückstoßes dem unglücklichen Rauchbold in den Mund hineingetrieben, so waren weiterhin von seinen bereits schadhaften Vorderzähnen vier Stück abgebrochen, und ein abgesprengtes Stück davon soweit in seinen Schlund gestoßen worden, daß er beinahe daran erstickte. Als allerdings das aus Mund und Nase strömende Blut der Gesellschaft den Ernst der Sachlage zur Wahrnehmung brachte, verstummte wohl das Gelächter für einige Zeit, um jedoch, sobald man den Alten nach Hause getragen hatte, von neuem sich zu erheben und bis zum Frühmahle anzudauern.

Darin nun lag das Unangemessene hinsichtlich der Folgen des Schabernacks, daß Neschathi Effendi damit, daß er am nächsten Morgen einen Diener zu dem Unglücklichen schickte, um sich nach seinem Befinden zu

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

erkundigen, und ihm durch diesen eine Geldrolle im Betrag eines halben Beutels anbieten ließ, doch kaum alles wieder gut machen konnte.

Wir haben diese Pfeifengeschichte lediglich als ein einzelnes Beispiel angeführt. Von Neschathi Effendi wurden tausende solcher Streiche erzählt, und alle hatten sie mehr oder weniger Schaden und Unglück im Gefolge gehabt. Aber unsere Nimmersatt-Geschichte geht weit über alle diese hinaus und wäre ein für einen Fachmann wohl geeignetes Objekt, um zu einem Lustspiel verarbeitet zu werden.

Daß zu den Hauptpersonen dieser Erzählung Neschathi Effendi gehören wird, kann aus den kurzen Erläuterungen geschlossen werden, welche wir zu den Charaktereigenschaften des gnädigen Herrn bereits gegeben haben. Allerdings trägt das Werk den Titel: „Der Nimmersatt". Doch wird auch dieser bald erklärlich erscheinen, da thatsächlich ein Nimmersatt im Vordergrunde der Ereignisse steht.

Ja, es gab einen solchen Nimmersatt, und zwar war es der in jenen Zeiten im Orte Ousghundschuq unter dem Spitznamen „Elefanten-Tahsin" lebende Tahsin[1]) Agha. Die ihm weiterhin verliehene Benennung als Nimmersatt wurde weniger davon abgeleitet, daß er sehr viel aß, als vielmehr davon, daß er alles durcheinander aß. Es gab keine Speise, keine Frucht, keine Süßigkeit in der Wett, die Elefanten-Tahsin nicht

[1]) Sprich: Tachsîn.

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

gern gehabt hätte. Da wird z. B. irgendwo über Süßigkeiten gesprochen — unser Tahsin Agha bringt sofort der ganzen Gesellschaft die Überzeugung bei, daß er auf Süßigkeiten ganz versessen sei. Gleich hinterdrein spricht man von eingesalzenen Sachen. Sofort behauptet er, daß er in eingesalzene Speisen geradezu verliebt wäre, und führt den Beweis, daß, wenn es nichts Süßes gäbe, auch die Bezeichnung für Salziges nicht existieren würde und umgekehrt.

Man erzählt sich, daß eines Tages in einer Gesellschaft, in der Elefanten-Tahsin anwesend war, von Wassermelonen gesprochen wurde. Einer lobt die Jalowamelonen.[1]) Während ihm Tahsin Agha rückhaltlos zustimmt, behauptet ein anderer: „Die Jalwamelonen haben aber meist einen kürbissigen Beigeschmack.“ [2]) Als nun Tahsin Agha einwirft: „Was macht das aus? Das Kürbissige habe ich auch ganz gern, und zwar aus Gründen der Gerechtigkeit,“ erwidert jener: „So!? Demnach müßte einer, der den Kürbisgeschmack liebt, auch ein Liebhaber von kürbissigen Melonen sein?“ Auf diese Frage entscheidet Tahsin: „Warum nicht? Unter einer kürbissigen Melone versteht man allgemein die noch grüne Frucht. Wenn man nun noch grüne Gurken

---

[1]) Jalowa ist ein Landstrich am Marmarameer.
Anm. d. Übers.

[2]) Das nun folgende Wortspiel gründet sich auf die doppelsinnige Bedeutung des Wortes qabâq als 1. „Kürbis“, 2. noch grün, unreif, fade“, und ist im Deutschen schwer wiederzugeben. Anm. d. Übers.

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

gern ißt, so sehe ich nicht ein, warum man nicht auch noch grüne Melonen gern essen soll." (Es ist selbstverständlich, daß Elefanten-Tahsin gerade so wie jeder andere eine gut ausgereifte Wassermelone gern verspeiste. War aber zufällig einmal von einer überreifen Melone die Rede, so setzte er wieder die ganze Gesellschaft in Erstaunen durch die paradoxe Behauptung, eine überreife sei nur eine zur höchsten Entwickelung gelangte Melone.) Und unbeirrt fährt Tahsin in der Absicht, ihre Verblüffung gegenstandslos zu machen, fort: „Was wollt Ihr nur? Wassermelone bleibt doch in jedem Falle Wassermelone, ob sie nun noch kürbissig-grün, oder gerade ausgereift oder aber faulreif ist. Mir wenigstens schmeckt sie immer gleich gut, mir ist alles recht, wenn es nur Melone heißt; die kann an mich kommen, in welcher Gestalt sie will, und sollte es meinetwegen selbst die Koloquinthenmelone sein!"

Nun, merkt man jetzt, daß unser Elefanten-Tahsin eine ganz ansehnliche Dosis Mutterwitz besaß? Hätten denn sonst auch feine Leute an seinen Späßen Gefallen finden können?

Ein andermal wird Elefanten-Tahsin gefragt, welche Jahreszeit ihm wohl die liebste sei. Er antwortet: „Die Ramadan-Jahreszeit". „Aber, mein Lieber," heißt es da, „der Ramadan ist doch keine Jahreszeit und ist doch nicht mit Frühling, Sommer, Herbst und Winter in eine Reihe zu stellen, von welchen vier Jahreszeiten eine jede die ihr eigentümlichen Früchte

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

bringt? Also, welche Jahreszeit ist dir die liebste?" Elefanten-Tahsin blickt erst sämtlichen Mitgliedern der dort versammelten Gesellschaft blöde lächelnd ins Gesicht, dann sagt er endlich: „Himmel, was sagt ihr da! Allerdings liebe ich den Ramadan am meisten, den Ramadan, gerade weil er die Jahreszeit ist, welche die süßen und salzigen Speisen bringt! Weil er die Jahreszeit der Gastfreundschaft ist, wo alle Welt einander zum Isthar einladet! Ich bleibe während des Ramadan nicht einen Tag zu Hause; abends speise ich in dem einen Palast, früh in einem anderen und esse mich so durch. Wollte Gott, es wäre alle Tage Ramadan!"

Nimmersatt Tahsin befand sich in äußerst behaglichen Verhältnissen. Denn einesteils lebte er davon, daß er bald hier, bald dort sich satt aß, andernteils häufte er auch noch infolge der erhaltenen Geschenke Kapital an. Eines Tages wird er gefragt:

„Tahsin Agha, sag' mal, wo geht das viele Geld hin, was du zusammenbringst? Was machst du damit? Du kaufst dir wohl Zinshäuser und ziehst daraus einen wahrscheinlich recht netten Mietzinsbetrag?"

Tahsin Agha antwortet leichthin: „Zinshäuser habe ich, aber ich habe sie erworben, ohne Geld dafür auszugeben. Auch sehr hübsche Zinsen nehme ich ein."

„Wieviel hast du Zinshäuser?"

„Zweiunddreißig."

„Und was bringen sie Rente?"

„Soviel, als bei der Freigebigkeit eines jeden herausspringt."

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

„Aber, mein Lieber, was ist das für eine Mietrente, wo ein jeder nur giebt, soviel er mag?"

„Die Zahnrente."[1])

Nun, ich vermute, daß der Leser unseres Elefanten-Tahsin Mutterwitz mehr und mehr würdigen lernt. Oder verraten seine Einfälle etwa nicht Originalität und Frische?

Kurz darauf, erzählt man, ist von Musik die Rede. Tahsin wird gefragt, ob er sie liebe oder nicht, wobei einige Personen von ihm behaupten, er liebe nur das Essen und mache sich aus Musik gar nichts. Tahsin verwahrt sich gegen diese Behauptung und erklärt, daß er recht wohl auch an der Musik Geschmack finde, aber allerdings nicht an jedem Instrument, sondern einzig und allein an der Flöte. Als man ihn nun ausforscht, warum er wohl an der Flöte, aber nicht an den anderen Musikinstrumenten Gefallen finde, antwortet er: „Ja, meine Herren, die Flöte bereitet mir Vergnügen; denn die Flöte ist doch eine Art Rohr. Nun giebt es in der Pflanzenfamilie Rohr eine Unterart, welche Zucker produziert. Deswegen also, weil sie an Zucker erinnert, kann ich gar nichts anders, als die Flöte lieben."

---

[1]) Wortspiel. Das im Text stehende dîsch kirassy hat allerdings zunächst die wiedergegebene wörtliche Bedeutung, aber auch, im übertragenen Sinne, die des üblicherweise den Gästen gespendeten Geschenkes. Es braucht nun wohl auch kaum noch erklärt zu werden, daß T. unter den 32 Zinshäusern seine 32 Zähne versteht. Anm. d. Übers.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt

So war es auch, als eines Tages die Freunde unter einander debattierten, und einer der Anwesenden unsern Tahsin wüthend anfuhr: „Wenn du mit solchen skandalösen Bemerkungen noch weiter fortfährst, so werde ich dich mit diesem Stock regalieren, daß du genug haben sollst.“ Tahsin erwiderte darauf ganz gelassen und mit der Miene des Einverständnisses: „Nur zu! Wenn du es auf französische Art servierst, will ich es gern zu mir nehmen.“ Alles war verblüfft, und, als man nach der Bedeutung seiner Worte fragte, erklärte er: „Im Französischen heißt souper[1]) soviel wie Nachtmahl. Früher hatten wir dafür die Bezeichnung „jatsylyq“. Leider Gottes ist man bei uns neuerdings von diesem schönen Brauche ganz abgekommen.“

Solchergestalt war unser Nimmersatt Tahsin. Um aber unseren Lesern seine inneren und äußeren Umstände vollends klar zu machen, wollen wir noch hinzufügen, daß er unbeweibt war, daß er, als jüngster Sohn und Bruder, für eine Mutter und zwei Schwestern einen ganz komfortablen Unterhalt beschaffte, daß er mit aller Welt gut auskam, ja sogar mit Hausverwaltern, Köchen, Dienern gewisser Sorte sehr befreundet war, da man nach seiner Ansicht in dieser Welt sich wohl noch eine innigere Freundschaft mit höheren Künstlern vorstellen konnte, für den löblichen Schlund aber keine profitablere Freundschaft denkbar war, als eine solche mit Kellermeistern.

---

[1]) Wortspiel, da das Wort şopa „Stock“ mundartlich im Klange dem französischen souper ähnelt. Anm. d. Übers.

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Elefanten-Tahsin sprach öfters einmal im Palaste Neschathi Effendis vor. Neschathi Effendi nämlich gefiel sich darin, als der gastronomische Pol Stambuls zu gelten. Diejenige Person nun, welche Tahsin in dessen Palaste mit Schmeicheleien am meisten umschwärmte, war Meisterin Tscheschm Djelad. So oft er in den Palast kam, brachte er auch der Meisterin Tscheschm Djelad ein Geschenk mit, und wäre es auch nur ein Fingerhut gewesen. Ja, er ließ sogar in Ansehung seines Junggesellentums manchmal den Gedanken einfließen, daß, wenn er möglicherweise eines schönen Tages Heiratsabsichten bekommen sollte, er dem gnädigen Herrn zu Füßen fallen und ihn um die Freilassung der Meisterin Tscheschm Djelad anflehen würde, damit er sie und nur sie allein ehelichen könne.

Ahnst du wohl, verehrter Leser, aus welchem Grunde Elefanten-Tahsin der Tscheschm Djelad in so aufdringlicher Weise den Hof machte? Bemerken müssen wir vorher, daß die gute Meisterin über all solche Freilasserei, Heiraterei und dergl. eigentlich schon lange hinaus war. Auch abgesehen davon, daß sie die Vierzig bereits weit hinter sich hatte, hätte sie selbst, wenn sie eine fesche Maid von achtzehn oder zwanzig Lenzen gewesen wäre, immer zu denjenigen Frauen gezählt, welche zu keinem andern Berufe geschaffen zu sein scheinen, als zu dem, die Obliegenheiten einer Dienerin treppauf, treppab zu besorgen. Denn wenn unsere Dichter, wie sie für schöne Frauen die Attribute „mit schlankem Wuchs, feiner Taille, Kirschenlippen, gewölbten

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Augenbrauen, langen Wimpern, vollem Hals u. s. w." bestimmt haben, entsprechende Attribute auch für häßliche Frauen festgesetzt hätten, so hätte man sie möglicherweise insgesamt auf die Meisterin Tscheschm Djelad anwenden können. Nein, nur weil sie Kellermeisterin für den Harem Neschathi Effendis war, wurden ihr von Elefanten-Tahsin solche Huldigungen dargebracht. So oft er in den Palast kam und ihr ein Geschenk — und wäre es eine Stecknadel gewesen — in den Harem brachte, richtete auch Meisterin Tscheschm Djelad sogleich die Frage an ihn, ob er etwa Hunger habe. War es denn da menschenmöglich, daß Tahsin keinen hatte? Sobald also auf obige Frage eine bejahende Antwort erfolgt war, ging auch schon aus dem Harem eine Reihe von Speisenplatten ab, auf denen ein Menu, vollständig vom Hühnerfleisch bis zum Krystallgelee und dem Erdbeersirup, aufgetafelt war.

Nun weiß der Leser wohl, warum Elefanten-Tahsin die Meisterin Tscheschm Djelad verehrte. Freilich, als man ihn eines Tages frug, warum er eine so alte Dienerin liebe, gab Nimmersatt Tahsin eine ganz andere Antwort, die aber, weil sie seinem Charakter und seinem Rufe in Wirklichkeit noch mehr entsprach, sich ganz gut hören ließ. Er führte nämlich aus: „Achtet einmal gefälligst auf die Bedeutung des Namens Tscheschm Djelad![1]) Nun hat der Henker ein Beil. Ein Beil haben aber auch die Köche, um damit Klops

[1]) Persisch: Auge des Henkers. Anm. d. Übers.



Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt

und Hackefleisch zu bereiten. Dieses Werkzeug ist demnach nach meiner Ansicht sehr verehrungswürdig. So also liebe ich aus Respekt vor dieser Verehrungswürdigkeit die Meisterin Tscheschm Djelad gar sehr." Ist es nun nicht eine jedenfalls bemerkenswerte Erscheinung, daß Nimmersatt Tahsin, sobald nur irgend eine Beziehung zum Essen gegeben war, sogleich seine ganzen seelischen Kräfte darauf hin konzentrierte, ja sich sogar bis zur Verehrung eines Beiles verstieg?

Wenn es nun auch klar war, daß Nimmersatt Tahsin Tscheschm Djelad reinweg nur um der schönen Frühstücksspenden willen umschmeichelte, die er regelmäßig bei jedem Besuche einheimste, so läßt doch keine Frau, die etwas in die Jahre gekommen ist, im Punkte der Liebesleidenschaft mit sich spaßen. Denn, während die Frauen in ihrer Jugend wohl auch an eine ihnen entgegengebrachte Neigung glauben, aber trotz dieser Überzeugung es nicht zu den Unmöglichkeiten gehört, daß eine andere Neigung in ihnen die Oberhand gewinnt, falls ihnen die Bürgschaften für die erstere nicht mehr stark genug erscheinen, braucht man ihnen, sobald sie in ein gewisses Alter getreten sind, nur einmal ein freundliches Gesicht zu machen, so fassen sie das sofort als etwas ganz Ernsthaftes auf und betrachten es als eine ausgemachte Liebeserklärung.

Die Ursache hierfür ist nicht schwer zu erraten. Denn auf dem Antlitz einer schönen Frau ruhen jederzeit die Blicke, Erwartungen und Wünsche einer ganzen Welt, und sie ist sich ihrer Macht, jederzeit und, wen

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

sie will, mit ihren Reizen zu bezaubern, wohl bewußt. Sollte ihr das den geringsten Kummer bereiten, wenn einige wenige ihren Blick von ihr abwenden? Solche dagegen, denen Schönheit nicht zu teil geworden ist, und denen es für gewöhnlich nicht gelingt, den begehrenden Blick eines Mannes auf sich zu lenken, machen, wenn dies doch zufällig einmal glückt, die höchsten Anstrengungen, damit ja dieser Blick von ihnen nicht wieder abgleite. Zu letzteren gehörte nun aber auch Neschathi Effendis Meisterin Tscheschm Djelad. Sie nahm also Nimmersatt Tahsins Artigkeiten für bare Münze und glaubte steif und fest daran, daß er nächstens Neschathi Effendi um ihre Freilassung bitten werde.

Obschon nun das Verhältnis zwischen Tahsin und Tscheschm Djelad nicht allen Bewohnern des Palastes bis in alle Einzelheiten hinein bekannt war, so hatte es doch immerhin einige Mitwisser; natürlich mehr im Harem als im Selamlyq. Dort neckte bereits manche Bedienstete, wenn Tahsin kam, Tscheschm Djelad mit dem Rufe: „Dein Schatz ist da!“ oder auch: „Dein Schatz will sich nach deinem Befinden erkundigen“, wenn sie ihr im Scherze unter die Nase reiben wollte, daß er mit einem kleinen Geschenke für sie herbeikäme.

Oft genug kam es vor, daß man, wenn Meisterin Tscheschm Djelad die mancherlei von der Tafel übrigbleibenden Leckerbissen hurtig beiseite brachte und in den Kellerschrank verschloß, sie mit den Worten: „sicherlich verbirgt sie das für ihren Tahsin Agha“ in Ver-



Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

legenheit setzte oder, wenn sie einmal das Schluckſen überkam, kichernd meinte: „Jetzt denkt Tahſin Agha an dich!“ Nicht einer maß der Neigung Tahſin Aghas zu Tſcheſchm Djelad eine ernſthafte Bedeutung bei, ſondern ein jeder ſetzte ſie auf Rechnung ſeiner geſamten ſonſtigen Späße.

Und wirklich gab es derartiger Späße Tahſins nicht wenige. In demſelben Palaſte war, gleichwie Tſcheſchm Djelad ſeine gute Freundin, auch der Diener Serkiz ſein guter Freund. Nimmerſatt Tahſin pflegte zu ſagen: „Wenn ich ein Dichter wäre, würde ich dieſes Serkiz's Lob in tauſendſtrophigem Liede beſingen; denn während ein gewöhnlicher Freund einen nur mit ſeeliſchen Genüſſen der Liebe bewirtet, begnadet einen Serkiz mit dem leiblichen Genuſſe an guten Biſſen.“

Den genannten Umſtänden angemeſſen, hielt man denn allgemein das Verhältnis zwiſchen Tſcheſchm Djelad und Nimmerſatt Tahſin für durchaus harmlos und verfolgte es keineswegs mit argwöhniſchen Blicken. Wir wollen darum beim Abſchluſſe des erſten Kapitels noch eine zwiſchen den beiden vorgefallene Thatſache verraten, damit unſeren Leſern die Einzelheiten des zweiten vollkommen klar werden.

Eines Tages im Ramadan befand ſich Elefanten-Tahſin im Palaſte Neſchathi Effendis, wo er, wie ſo oft, ſeinen Appetit ſtillte, und hatte, freilich nicht um die Zeit der Abendmahlzeit, wohl aber um die Frühmahlſtunde herum ſeine verliebten Poſſen mit Meiſterin Tſcheſchm Djelad bald auf dem Korridor, bald hinter

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

dem Drehschranke[1]), bald auch in anderen günstige Gelegenheit bietenden Räumen etwas weiter als gewöhnlich getrieben. Die würdige Meisterin hatte nun, als das Bairamfest herankam, für Tahsin Agha, den sie fortan als ihren Bräutigam zu betrachten anfing, ein Geschenkpacketchen zurecht gemacht.

Als nun Tahsin Agha dieses Päckchen, welches nach den Verhältnissen der Meisterin ganz stattlich ausgefallen war, öffnete und über das darin enthaltene feine Linnenhemd, die Weste von indischem Stoff, den afghanischen Gehrock uud dergleichen im höchsten Erstaunen dastand, kam da nicht zwischen den Falten eines goldgestickten Taschentuches ein Papier zum Vorschein? Und waren nicht mit Frauenhand folgende Worte auf dieses Papier geschrieben: „Ach! Erbarmungslosiger! Auf wie lange noch soll ich brenen und braden?"

Wir haben den Text der Worte nicht im geringsten geändert. Nimmersatt Tahsins Lesekunst stand nun aber auf gleicher Höhe mit der Briefschreiberin Schreibekunst, und so kam es, daß, obgleich er sich große Mühe gab, durch langsames Buchstabieren den Sinn der Worte zu entziffern, er beim ersten Male kaum irgend etwas davon begriff. Als er aber endlich an das Stichwort „Braten" kam, begann er, sintemalen er einen

---

[1]) dolab; in die Wand zwischen Harem und Selamlyq eingelassen. Er vermittelt besonders den Verkehr von Gegenständen zwischen diesen zwei sonst streng geschiedenen Abteilungen des muslimischen Hauses. Anm. d. Übers.

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

frischen Braten über alles liebte, sie noch einmal und mit aller Umständlichkeit zu überlesen und gelangte nunmehr zum Verständnis dessen, was Meisterin Tscheschm Djelad eigentlich wollte, worüber er sich folgendermaßen äußerte:

„Ach, was soll ich mit diesen Worten, was mit diesem Packete anfangen? Wenn sie mir statt dieses Päckchens eine feine Sahnenpastete geschickt hätte, wäre das mir unzweifelhaft viel willkommener gewesen. Und wenn sie mir, statt selber zu braten, ein Würfelfleisch aus feinstem Hammelrücken gebraten hätte, so wäre mir das tausendmal lieber gewesen."

---

## Zweites Kapitel.

Mitten im Winter war es. In dieser Jahreszeit fühlt man der langen Nächte wegen ganz besonders das Bedürfnis sich zu zerstreuen. Jedermann sucht sich seinen Verhältnissen entsprechend Vergnügen zu schaffen. Man könnte nun freilich anempfehlen, um sich in diesen langen Nächten auf eine angenehme Weise die Zeit zu vertreiben, ein Buch zur Hand zu nehmen, und es zählten auch in der That damals Bücher wie Bathâl Ghazi, Aschyq Kerem, das Papageienbuch und dergleichen, unter die Werke, welche in gewissen Gesellschaftskreisen gelesen wurden. Neschathi Effendi aber gehörte nicht zu den Personen, welche an solcherlei Lektüre Geschmack fanden. Er war vielmehr

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

jederzeit ein großer Freund eines zwerchfellerschütternden Gelächters, welches nach seinem Wunsche möglichst allemal an einen Schabernack anknüpfen sollte. So war er nun genötigt, für jeden Abend einen neuen Schabernack zu ersinnen, und, wenn auch jedesmal daraus mehr oder weniger Unheil oder Unannehmlichkeiten entsprangen, so waren diese nach seiner Überzeugung gerade die ergötzlichste Seite daran, so daß, je schlimmer sie ausfielen, um so befriedigter der gnädige Herr sich fühlte.

Eine Probe dieser Schabernacks wurde nun auch für Nimmersatt Tahsin in Scene gesetzt, und zu ihrer Ausführung für die erste Rolle der in solchen Sachen besonders bewanderte Diener Mehmed Agha ausersehen, während ihm für einen anderen großen Teil des Spaßes ein Nachbar Schukur-sadé, ein gewisser Anber Mulla und ein Oberdoktor Dewaii Effendi als Mitspieler zugedacht waren.

Von diesen drei Spießgesellen war der Erzschmarotzer Anber Mulla, welcher sich den Titel Mulla[1]) höchst eigenmächtig zugelegt hatte. Er war ein Mensch, der jede Nacht irgend wo mit Schmarotzerei zubrachte und für jeden Bachschisch seine Hand offen hielt. Schukur-sadé aber trug einen Namen von nicht ganz anerkannter Orthographie[2]); sein eigentlicher Name lautete viel-

---

[1]) „Oberkadi." Anm. d. Übers.

[2]) Wortspiel: Schukur-zadé bedeutet: „geboren in Dankbarkeit (gegen Gott)", schekerdji-zadé dagegen: Zuckerbäckersohn. Anm. d. Übers.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt

mehr Schekerdji-sadé, und er hatte sich nur nachträglich unter dem Antrieb der Adelsmanie durch Weglassung der Partikel „dji“ in einen Schukur-sadé umgewandelt. Dank dem hübschen Vermögen, welches sein Vater durch Fabrikation von Mandelzucker[1]), rahat loqûm und aller Art doppelt gebrannten Kandis erworben hatte, wurde er durchgängig zu den reichen Leuten gezählt und lebte von Zinshausrente. Oberdoktor Dewaii Effendi endlich gehörte nicht etwa zu jenen modernen Ärzten, welche auf einer Fachschule ein Diplom erlangt haben und nun ihre wissenschaftlichen Kenntnisse praktisch verwerten, sondern er war ein Arzt aus der alten Schule, dessen Arbeit darin bestand, daß er aus je nach den vier Jahreszeiten verschiedenen Droguen vortreffliche Pulver nnd Pasten bereitete und dem feinen Publikum zum Verkaufe anbot, wobei er mehr im Lichte eines Quacksalbers, als eines wissenschaftlich gebildeten Arztes erschien.

Den erhaltenen Instruktionen gemäß besteigt Mehmed Agha gegen zehn Uhr[2]) bei der Anlände von

[1]) badem ezmessi: eigentlich gestoßene (süße) Mandel, ein Produkt, welches ärmere türkische Mütter ihren Kindern in den „Lutschbeutel“ einlegen. Anm. d. Übers.

[2]) Es ist durchgehends türkische Zeit angegeben, deren Werte bekanntlich nach den Jahreszeiten wechseln, da die Messung nicht von dem Durchgange der Sonne durch den Mittagspunkt, sondern von deren Untergange ausgeht. Nun ist in den vorliegenden Erzählungen nirgends eine genaue Datierung beliebt, so daß es unmöglich war, die Stundenangaben nach europäischem Duktus wiederzugeben.

Anm. d. Übers.

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Szaladschaq[1]) ein doppelrudriges Boot und fährt nach Kuzghundschuq hinüber. Hier will er Nimmersatt Tahsin geradenwegs in seinem Hause aufsuchen, erfährt aber von dessen Mutter, daß Tahsin Agha noch nicht zurückgekehrt sei, worauf er hinterläßt: daß, „da ihr Sohn für diesen Abend von Neschathi Effendi bestimmt erwartet würde, er sich sogleich nach seiner Heimkunft nach der Anlände und zwar in das auf ihr stehende Café begeben sollte, wo er selbst auf ihn warten würde." Darnach begiebt er sich in eigener Person nach dem genannten Ort.

Hier läßt er sich ein Nargileh zurechtmachen und setzt sich gravitätisch so, daß er die Aussicht nach dem Meere hat.

Wir hatten schon gemeldet, daß Mehmed Agha in solcherlei intriganten Dingen sehr bewandert war. Hiervon legte er gleich jetzt ein Pröbchen ab. Während er nämlich mit einem zweiruderigen Boote herübergekommen war, bestellte er für die Rückfahrt nur ein einrudriges, dessen Führer, ein Lase, so alt wie eine Mispel war. Und dafür hatte er seine guten Gründe. Denn, da Nimmersatt Tahsin unter allen Umständen erst auf Einbruch der Nacht in den Palast befohlen war, so wäre man, wenn er zu zeitig kam und noch ein doppelrudriges Boot vorfand, noch vor Abend nach

[1]) Stadtteil Skutaris am Bosporus, gegenüber Kys Kulessi (Mädchen-, scil. Heroturm) und ganz nahe dem Ihsaniéviertel. Qusghundschuq (zu deutsch „Räbchen") kleiner Ort nahe bei Skutari. Anm. d. Übers.

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Szaladschaq gekommen, und es hätte dann seine Schwierigkeiten gehabt, bis einhalb ein oder ein Uhr die Zeit hinzubringen. Ja sogar, daß Mehmed Agha sich in das Café setzte und ein Nargileh bestellte, war lediglich eine Kriegslist. Denn er hoffte für den Fall, daß Elefanten-Tahsin gegen seine Berechnung zu früh käme, durch Bewirtung des Agha mit Kaffee, Tschibuq oder Nargileh noch etwas Zeit zu gewinnen.

Nachdem so der geehrte Leser die schlauberechnenden Maßnahmen Mehmeds kennen gelernt hat, wird er sich wohl selbst ein Urteil bilden können über die außerordentlich geschickte Art und Weise, in der der Schabernack für Nimmersatt Tahsin in Scene gesetzt wurde.

Zehneinhalb Uhr war es, als Elefanten-Tahsin keuchend herbeikam. Ganz nach der Art der Schmarotzer, Hilfsbedürftigen oder Bittsteller, welche es immer für unumgänglich notwendig halten, sich mehr bei den Dienern, als bei den Herren einzuschmeicheln, begrüßte auch Elefanten-Tahsin den Mehmed Agha mit einem Respekt, mit dem er kaum den eigentlichen Herrn Neschathi Effendi begrüßt haben würde, und sagte:

„Fürwahr, Herr Kollege, ich bitte Sie um Verzeihung. Ich hab' mich ein wenig verspätet. Ich hab' Sie warten lassen. Aber was soll man da machen? Ich war heute in Tschamlidjah[1]) zu einem gefüllten

[1]) Vorort von Skutari am Abhange des gleichnamigen Berges, der bei den Europäern mehr unter dem Namen Bulghurlu als großartiger Aussichtspunkt bekannt ist.

Anm. d. Übers.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt

Lamm eingeladen. Sogleich wollen wir aufbrechen, nicht, mein Herr? Denn ich kenne die Ungeduld unseres gnädigen Herrn, wenn er lange warten muß, wird er verdrießlich."

Es ist bemerkenswert, daß Elefanten-Tahsin als Grund für sein Zuspätkommen das in Tschamlidjah verzehrte Lamm angab. Ihm galt eben als wirksamstes und loyalstes Entschuldigungsmotiv für jedes Versäumnis die Magenfrage. Hatte die einmal ein solches Versäumnis verursacht, so war er der festen Überzeugung, daß es in der ganzen Welt keinen Menschen gäbe, der jenes unter solchen Umständen nicht verziehe.

Auch Mehmed Agha machte eine Geste, die ihm bedeuten sollte, daß, falls ein gefülltes Lamm an dieser Verzögerung schuld sei, ja gar keine Ursache vorliege, einander in die Haare zu fahren. Darauf fügte er in Worten hinzu:

„Aber ich habe Ihrer Frau Mutter etwas aufzutragen vergessen. Ich hätte ihr nämlich sagen sollen, daß Sie in der Nacht nicht nach Hause zurückkehren werden."

„Lieber Freund, sollte sie das wirklich nicht von allein wissen? Hat sie es nicht erst im letzten Ramadan erlebt, daß ich jedesmal, wenn ich zum Ifthar ging, über Nacht blieb? Wenn man von Ihsanié nach Kusghundschuq nicht einmal während des Ramadan in der Nacht zurückgelangen kann, wie sollte es dann in einer gewöhnlichen Nacht möglich sei?"

„Gut, dann wollen wir aufbrechen."

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Mit diesen Worten erhoben sich Mehmed Agha und Nimmersatt Tahsin und bestiegen das Boot. Bis nach Skutari hin sprach Mehmed Agha über weiter nichts, als über das am nämlichen Tage in Tschamlidjah verzehrte Lamm. „Ob es nicht außer dem Lamm noch etwas anderes gegeben hätte," frug er. Nimmersatt antwortete ganze Bogen voll auf die aus einem Worte bestehenden Fragen Mehmed Aghas und pries das Lamm dermaßen, daß dem Mehmed Agha unwillkürlich das Wasser im Munde zusammenlief. Er führte im einzelnen aus, wie jetzt bei der strengen Witterung in Stambul die Schafe noch trächtig seien, wie dagegen das in Tschamlidjah verzehrte Lamm infolge eines bestimmten Anlasses als Geschenk aus Smyrna gekommen, wie es darum köstlicher, als junges Hähnchen gewesen sei. Und wie er seine Schilderung nach Kräften ausschmückte, da wäre nicht bloß dem Mehmed Agha, nein, auch dem Neschathi Effendi selbst der Mund unzweifelhaft wässerig geworden.

„Die Zierde der Tafel hätte aber nicht etwa ausschließlich das Lamm gebildet; da hätte es auch noch, angemacht mit aus frischgemolkener Kuhmilch zubereiteter vorzüglicher Butter, einen „Kriegermarzipan"[1]) gegeben, und, obwohl er persönlich sonst an Kampf und Streit durchaus keinen Geschmack finde und keineswegs zu den kriegerischen Personen gehöre, habe er doch in An-

[1]) ghaziler helwassy: ein Zuckerteig mit einem Beinamen zu Ehren der Streiter im „heiligen Krieg".
Anm. d. Übers.

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

sehung dieses prächtigen Kriegermarzipans seinem Herzen einen Stoß gegeben."

Als sie vor Schemsi Pascha[1]) vorbeifuhren, erscholl eben der Gebetsruf[2]) von der Ajasmah-(Wunderbrunnen) Moschee. Während Nimmersatt Tahsin mit dem Rufe: „He, Bootsmann, wir kommen zu spät; der gnädige Herr wird böse sein; rudere zu!" den Schiffer anfeuerte, erzählte er gleichzeitig, daß unter den Speisen, welche heute die Tafel in Tschamlidjah geziert hätten, auch ein wunderbar gefüllter Truthahn sich befunden habe, und bewies weitschweifig, daß, wenn auch im Vergleich zu einem außer der Saison servierten Lamme ein Truthahn im allgemeinen eine so große Rolle nicht spielen könne, doch diesem Truthahn speziell auf einer Tafel der Titel eines „Königs der Speisen" gebühre.

Der geehrte Leser weiß wahrscheinlich, daß Tahsin sich mit dieser Titulierung eines Truthahnes als „König der Speisen" auf ein geflügeltes Wort bezieht. Er hat diesen Titel dem Sprichworte: „Das Fleisch ist der König des Mahles" entlehnt und damit jenen vortrefflichen Truthahn belehnt. Aber noch ein anderes Bonmot hatte er jener Redensart entnommen; auch in

---

[1]) Kleine, minaretlose Moschee, nahe beim Trödelmarkt von Skutari und bei der wunderbar im Grün gelegenen, von Mustapha III. erbauten Ajasmah-Moschee.

Anm. d. Übers.

[2]) Nämlich gelegentlich des Sonnenunterganges.

Anm. d. Übers.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt

Bezug auf die Eierpflaume[1]) nämlich hatte er um deswillen, weil sie das Kernstück sei zur Zubereitung der verschiedensten Gemüsegerichte, und jeder Speise, in welche sie hineinkomme, erst den Geschmack verfeinere, geäußert, sie wäre „die Königin der Gemüse". Ist es nun nicht wahrhaft erstaunlich, daß ein so unwissender Mensch, wie Tahsin, im schönsten arabischen Satzgefüge ein Bonmot fertig brachte, welches zwar nur aus drei Worten bestand, von denen ein jedes aber einem andern Idiom entstammte?[2])

Eine Viertelstunde nach dem Gebetsrufe stiegen sie an der Anlände bei Szaladschaq aus und erreichten den Palast Neschathi Effendis gegen einhalb ein Uhr. Als sie durch das Thor hereingingen, rief ihnen der Diener Ali Agha zu: „Aber, Geehrtester, der gnädige Herr hat schon vierzigmal nach Ihnen gefragt!" wobei er ein sehr mißbilligendes Gesicht machte. Nimmersatt Tahsin bat auch den Diener um Entschuldigung und begab sich schleunigst zum Hausherrn. Noch unter der Thür traf er Neschathi Effendi, küßte den Saum seines Gewandes und sagte:

„Ich bitte vielmals um Verzeihung, mein gnädigster Wohlthäter! Ich habe Sie sehr lange warten lassen!

---

[1]) pathlidjân, bot. solanum melongena, Eierpflanze, Melanganapfel, dessen meist violette, hühnereigroße Früchte als Gemüse gegessen werden. Anm. d. Übers.

[2]) Weil nämlich pathlidjân (Eierpflaume) türkisch, mulûk (Könige) arabisch und sebzewât (Gemüse) persisch ist. Anm. d. Übers.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt

Aber was war da zu machen? Kein Sklave ist ohne Fehler. Zeigen ja doch die Herren darin ihre Größe, daß sie die Fehler Ihrer Sklaven verzeihen! Wären wir nicht ihre Sklaven und begingen wir keine Fehler, wie könnten Sie dann durch Nachsichtigkeit ihre Herrenwürde bezeugen?"

Während Nimmersatt Tahsin derlei Geschwätz verführte, sagte Neschathi Effendi: „Allerdings hast du sehr auf dich warten lassen, Tahsin Agha. Wenn ich auch diesmal darüber hinwegsehen will, so muß ich dich doch ersuchen, nicht zum zweiten Male in diesen Fehler zu verfallen." Und so ließ er halb unter Begrüßungskomplimenten, halb unter Vorwürfen die Sache fallen.

Wenn aber solche Unterlassungssünde Tahsins durch das am selben Tage in Tschamlidjah verspeiste, vor der Saison auf der Tafel erschienene Lamm verschuldet worden war, wie konnte denn dann Neschathi Effendi anders, als volle Verzeihung gewähren? Wo ein saftiger Lammsbraten in dieser rauhen Jahreszeit zu den größten Seltenheiten gehört, würde er da nicht selbst, wenn er zu einem solchen eingeladen gewesen wäre und sich infolgedessen anderswo verspätet hätte, besagtes Lamm als plausibelsten Entschuldigungsgrund angeführt haben? Und war denn nicht, was einem großmächtigen Neschathi Effendi recht war, dem armseligen Nimmersatt Tahsin billig? Sollte er, Nimmersatt Tahsin, von einem solchen Lammsbraten bei dieser Jahreszeit noch einmal auch nur träumen, dann möchte

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

er am liebsten gar nimmer wieder aufwachen und, wie die Siebenschläfer, ohne Ende, unersättlich, tausendjährig diesen Lammstraum weiterträumen."

Nun setzten sich die drei Gäste, der Hausherr und Nimmersatt Tahsin nieder und begannen eine Unterhaltung. Mehmed Agha brachte Kaffee. Nimmersatt Tahsin, der es sich grundsätzlich zum Verbrechen anrechnete, zu einem Mahle zu spät zu kommen, fand zwar das Vorsetzen von Kaffee durchaus nicht am Platze, meinte aber in seinem Innern, daß, wie jedes Ding einen Namen haben müsse, auch dieser Kaffee vielleicht unter dem Namen eines „Erholungskaffees"[1]) gehe, und trank ihn daher stillschweigend hinein.

Von den Gästen fing zuerst Oberdoktor Dewaii Effendi ungeachtet seiner Eigenschaft als ein für geistreich geltender Mann, eine kleine Plauderei über die besonderen Eigentümlichkeiten des Kaffees an. Vor allen Dingen schilderte er sehr anmutig dessen verdauungsbefördernden Nutzen nach dem Mahle. Wie sehr bei den Stichworten „Mahl" und „Verdauung" unser Nimmersatt Tahsin seine Ohren spitzte, brauchen wir wohl kaum auseinanderzusetzen. Als nun hierauf Schukur-Sadé behauptete, daß Kaffee mit Zucker viel angenehmer sei, als Kaffee ohne Zuthat, rief Anber

---

[1]) Eigentlich „Müdigkeitskaffee," welcher einem jeden Besucher im türkischen Hause zwecks seiner Erfrischung nach den Strapazen des Weges zu jeder beliebigen Zeit des Tages serviert wird, also auch event. vor dem Mahle, auf welch letzteren Fall Tahsin im geheimen hofft. Anm. d. Übers.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt

Mulla aus: „Das ist wahrhaftig nett von Ihnen, daß Sie den Kaffee mit Zucker vorziehen! Ist der Zucker ja doch das Emblem Ihres Adelswappens."

Dieser Scherz fand viel Beifall. Nimmersatt Tahsin, der trotz seiner Unkenntnis in solchen Bonmots doch hinter niemandem zurückbleiben wollte, kam unmittelbar darauf mit einem guten Einfall heraus: „Ich bin erstaunt und entzückt über die geistvolle Art, mit welcher unser gnädiger Herr Neschathi uns heute zu gemütlichem Beisammensein um ihn gescharte Freunde zusammengestellt hat. Mund und Nase möchte man vor vergnügtem Erstaunen deshalb aufsperren! Denn da von den heute abend hier anwesenden Herren der eine Dewaii Effendi ist, der andere Schukur-sadé und der dritte Anber Mulla, so muß doch füglich aus der Mischung dieser drei Komponenten eine vorzügliche aromatische Arznei entstehen.[1]) Ich gerate in Verzückung ob dieser Komposition, welche den Stolz der Medizinschule von Adrianopel ausmachen würde."

Allgemeines Gelächter! Nimmersatt Tahsin hatte nun wohl sowieso bestimmt erwartet, daß er zu Tische eingeladen sein würde; volle Gewißheit erlangte er aber erst jetzt, als er, kaum daß das Gelächter verklungen war, draußen das Getrampel der Diener, das

[1]) Weil nämlich Dewaii Effendi soviel heißt wie Medikamenten-Effendi, Anber Mulla aber eigentlich „Ambra-Gesetzesrichter" bedeutet und endlich Schukur-, recte Schekerdji-sadé den Zucker zu diesem idealen mixtum-compositum beiträgt. Anm. d. Übers.



Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt

Geklapper der Kupferschüsseln und das Gebrodel der Speisen, sowie gar noch hörte, wie Mehmed Agha zum Burschen Serkiz in drohendem Tone sagte: „Wenn du mir diese Gallertsuppe etwa auf den Mehlmarzipan schüttest und mir damit seinen Guß verdirbst, schlage ich dir ohne Umstände den Schädel entzwei!“ Jetzt auch überkam ihn das beschämende Bewußtsein, daß man um seinetwillen das Mahl auf ein oder eineinhalb Uhr verschoben hatte, und er wußte deshalb kaum, wohin er sein Angesicht verbergen sollte.

Da ein Gespräch über das Eßthema den Neschathi Effendi immer in die beste Laune versetzte, und Nimmersatt Tahsin den gnädigen Herrn ob dieser angestammten vortrefflichen Eigenschaft hoch verehrte, und da endlich, auch abgesehen davon, es überhaupt unmöglich gewesen wäre, in Gegenwart Tahsins über etwas anderes, als über das Eßthema zu sprechen, so bildete dieses denn auch an dem fraglichen Abend den ausschließlichen Gesprächsstoff.

Man darf sich nicht darüber wundern, daß Tahsin über nichts als über Essen reden wollte. Früher hatte man sich einmal darüber verwundert, Tahsin jedoch sich darüber verantwortet. Als er nämlich einst in einer ähnlichen Gesellschaft seiner alten Gewohnheit gefolgt war, behauptete einer seiner Freunde, um etwas Geistreiches zu sagen: „Tahsins Unterhaltungen sind der reine Rattenkönig; hat er einmal eine angefangen, so wächst sie sich zu vierzig aus, ja heute abend sind es deren vielleicht noch mehr geworden.“ Tahsin konnte

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

sich mit diesem Bonmot nicht befreunden. Eßgeschichten mit einem Rattenkönig zu vergleichen, war ihm höchst unsympathisch. Um deswillen sagte er:

„Nein, mein Herr, dem ist nicht so. Gestatten Sie, daß ich selbst mich eines anderen Vergleichs bediene. Ein bekanntes Sprichwort sagt: Vierzig Sinnsprüche giebt es über den Bären, aber ebensoviele auch über die Birne. Messen wir mit gleichem Maß! Wenn ein Gebirgsbär nur eine Lieblingsbirne hat, und trotzdem von dieser vierzig Sinnsprüche vermelden, sind da etwa für Ihren armseligen Tahsin, dem tausenderlei Lieblingsgerichte zu Gebote stehen, vierzig Tausend derselben zu viel?"

Und so hatte Tahsins ebenso witziges, als zurückhaltendes Auftreten gegenüber dem unsympathischen Ausdrucke „Rattenkönig" allseitigen Beifall gefunden.

In Anbetracht dieses Renommees Tahsins kann man sich nun leicht vorstellen, wie weit das Eßthema, wenn es einmal angeschnitten war, an diesem Abend ausgesponnen werden mochte.

Welche Lustgefühle erweckt doch ein Gespräch über das Essen bei jemandem, der gerade Hunger hat! Wem läuft dabei nicht das Wasser im Munde zusammen? Vollends, als Dewaii Effendi die Zubereitung einer Bamia[1]) schilderte, da hätte es unserem Nimmersatt Tahsin beinahe die Kehle zugeschnürt. Dabei muß man

[1]) Hibiseus esculentus L., eine Melancee, deren pyramidenförmige, gefurchte Kapseln als Gemüse zubereitet werden.
Anm. d. Übers.



Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

freilich wissen, wie Dewaii Effendi diesen Kochakt beschrieb. Nämlich folgendermaßen: „Nimm fünfhundert Schoten der zartesten Wiesen-Bamia, dazu zwei Oqa[1]) fettes Hammelfleisch vom besten; ferner eine Oqa bestes Kalbfleisch; dann drei fette Hühner oder eine fette Ente oder eine halbe fette Gans . . .

Tahsin: „Neben all diesen schönen Fleischsorten, die du da aufzählst, brauchst du doch, meiner Treu, die Bamia gar nicht zu erwähnen!"

Dewaii: „Wieso?"

Tahsin: „Weil ich jede beliebige von ihnen auch ohne Bamia, meinetwegen sogar ganz roh verschlingen würde, deswegen!"

Neschathi: „Nur Geduld, mein Herr! Nur Geduld! Lassen wir ihn erst ausreden!"

Dewaii: „Meine Herren! Dieses ganze Fleisch wird in eine Kasserolle gethan, so viel Wasser als hineingeht, darüber gegossen und so lange gekocht, bis das Fleisch ganz teigartig wird. Dann wird die Brühe durch ein Tuch abgeseiht."

Bei diesen Worten überkam unsern Nimmersatt Tahsin ein lautes Schluchzen, und er begann, da ihm der zusammengelaufene Speichel in die unrechte Kehle kam, derartig zu husten, daß er ganz blau im Gesicht wurde, und man ernstlich befürchtete, er sei am Ersticken. Endlich kam er wieder zu sich und sagte:

„Gnade, mein hochgeehrter Dewaii Effendi! Um

---

[2]) Oqa, ein türkisches Gewicht: nach altem System = 400 Drachmen, nach neuem = ein Kilogramm. Anm. d. Übers.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt

Gotteswillen, erbarmen Sie sich! Oder wollen Sie in meinem Blute waten?"

Dewaii: „Wie, was ist los, mein Kamerad?"

Tahsin: „Was los sein soll? Wo man offenbarlich mit einem Löffel voll der von dir geschilderten Fleischbrühe tausend Schmerzen abhelfen könnte, hieße das nicht, sie entweihen, wenn man sie mit Bamiagemüse vermischen wollte? Erst nach einer Kraftbrühe lechzen, dann den Gedanken ausdenken müssen, daß sie verbamiat werden soll, ist das nicht einfach, um vor Ärger zu platzen?"

Neschathi: „Aber, mein Lieber, wenn, was man so Bamia nennt, nicht mit einer solchen Fleischbrühe gekocht würde, könnte es dann wohl noch ein Bamiagericht heißen?"

Tahsin: „Ja, kann denn Bamia, wenn mit einem solchen Konsommee gekocht, noch Bamia heißen? Will man sie freilich durchaus einem solchen Gerichte zusetzen, dann wird das, was man darin nicht durchschmeckt, eben die Bamia sein."

Anber Mulla: „Mit einer so zubereiteten Fleischbrühe kann man jedes beliebige Gemüse zusammen kochen, es wird immer wohlschmeckend sein."

Tahsin: „Wenn man gar kein Gemüse darin kocht, sondern sie lieber tassenweise trinkt, wird sie ebenso wohlschmeckend, ja noch wohlschmeckender sein."

Neschathi: „Mein neuer Koch gefällt mir gerade deshalb, weil er die Speisen alle auf diese Weise zubereitet. Was glauben Sie denn wohl, was ein Porree-

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

gemüse ist? Erst gestern abend hatte er zusammen mit reichlichem Hackefleisch in einem derartigen kräftigen Konsommee ein Porreegemüse gekocht, von dem kein Mensch, hätte er es mit geschlossenen Augen, also ohne den Porree zu sehen, gegessen, hätte erkennen können, daß es Porree war. Äußerst delikat, meine Herren! Ich habe den ausdrücklichen Befehl gegeben, daß dieses Porreegericht an keinem Abend auf meinem Tische fehlen solle."

Tahsin: „Da haben Sie wirklich und wahrhaftig recht daran gethan, gnädiger Herr!"

Bei diesen letzten Worten entfuhr unserem Elefanten-Tahsin ein sehnsüchtiger Seufzer aus der tiefsten Tiefe seiner Seele. Denn bei dem Gedanken, daß auch an diesem Abend ein solches Porreegemüse auf der Tafel erscheinen werde, fühlte er sich unbeschreiblich glücklich.

Neschathi Effendi rühmte auch, im Anschluß an das Lob, welches er seinem neuen Koch spendete, dessen besondere Geschicklichkeit in Bezug auf Gallertsuppe und Mehlmarzipan, indem er sagte:

„Wohl verstand auch mein früherer Koch eine ganz vortreffliche Gallertsuppe aus Truthahnhaut zuzubereiten. Doch Huseïn Agha läßt die Haut (weil sie, je fetter der Hahn und je zarter sie selbst ist, um so sicherer in der Suppe sich auflösen und verschwinden würde) zwei kühle Nächte hindurch im Freien hängen, wodurch sie etwas härter wird. Über eine solche Suppe braucht man dann kein Wort zu verlieren."

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Tahsin: „Ja, mein Herr, geht es dann wohl noch an, diese Suppe eine Gallertsuppe zu nennen? Wo bleibt denn dann die fette Truthahnhaut, wo bleibt die Gallertsuppe?“

Dewaii: „Das ist aber nun einmal der Sprachgebrauch.“

Tahsin: „Ach was, Sprachgebrauch! Was soll man damit anfangen, mein Herr? Diese Benennung ist doch wohl nicht etwa vom Himmel heruntergefallen!? In diesem Falle würden wir freilich, wenn wir die Suppe, um ihr eigentliches Wesen richtig zu kennzeichnen, eine ‚Primafetttruthahnhautkraftsaucensuppe‘ nennen wollten, damit eine Sünde begehen!“

Anber Mulla: „Aber dann wird ihr Name doch allzu lang!“

Tahsin: „Mag er so lang werden wie er will! Mag er meinetwegen tausend Ellen lang werden! Bei jedem Dinge richten sich doch Titel und Beinamen nach seiner Bedeutung. So z. B. bekommen manche Leute nur die Bezeichnung: ‚tugendbeflissener Agha‘. Gleicherweise darf man auch der mit bloßem Wasser gekochten Kornsuppe nur den allerordinärsten Titel geben. Andere Leute dagegen werden angeredet mit: ‚Wohlpreislicher, gottbegnadeter, glücksfördernder, liebreichster, reichsmehrender, hochwohllöblicher, gnädigster Herr!‘ Wenn nun für eine so angeredete Person diese Titel nicht zu lang erscheinen, dann, dünkt mich, machte es auch nichts aus, wenn wir der soeben von dem gnädigen Herrn geschilderten Suppe einen Namen von tausend Ellen Länge zuerkännten.“

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Diese von Elefanten-Tahsin unzweifelhaft aus alten Briefstellern herausgelesenen, ununterbrochen aneinandergereihten Beinamen erregten bei seinen Freunden große Heiterkeit. Nun war die Reihe wieder an Neschathi Effendi, welcher in den begonnenen Lobeserhebungen betreffs seines Kochs, wie folgt, fortfuhr:

„Auch einen Mehlmarzipan bereitet er nicht wie die anderen Köche, welche ihn mit gestoßenen Mandeln anrühren und mit Milch aufkochen lassen. Ja, er verwendet sogar weder Milch, noch Butter dazu. Er meint: „und wenn die Butter noch so vortrefflich ist, und wenn man die allerfrischeste Tafelbutter zusetzt, der Mehlmarzipan erhält doch keinen feinen Geschmack.“ Gewöhnlich verwendet er frische Sahne, welche sowohl Butter als Milch ersetzt und auch nur geringen Wasserzusatz nötig macht. Das giebt dann einen Mehlmarzipan, welchen man beim Verzehren unbedenklich für eine Speise direkt aus dem Paradies erklären muß.“

Tahsin: „Gott im Himmel möge uns alle mit dem Paradies, mit seiner Herrlichkeit, mit seinem Mehlmarzipan begnaden!“

Es läßt sich nicht wiedergeben, mit welch aufrichtiger Innigkeit Tahsin dieses Gebet emporsandte. Denn, da er sich darauf besann, daß soeben Mehmed Agha den Diener sträflich gewarnt hatte, ja nicht etwa die Gallertsuppe auf den Mehlmarzipan zu schütten, und da er so die beseligende Gewißheit gewann, daß heute abend nicht bloß die bewußte Porree-, sondern auch besagte Gallertsuppe nebst Mehlmarzipan auf der Tafel

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

erscheinen würde, so fühlte er sich als das glücklichste aller Geschöpfe und wußte kaum, wie er dem erhabenen Schöpfer und seiner geheiligten Majestät seinen Dank abstatten sollte.

Befremdlich war es allerdings, daß auf der nahen Moschee bereits das Schlafgebet verkündet wurde, und doch keine Einladung zu Tische erfolgte. Diese Thatsache fiel denn doch unserem Nimmersatt Tahsin auf. Zumal er aus Erfahrung wußte, daß man bei Neschathi Effendi ordnungsmäßig niemals so spät noch speiste. Da keimte der Gedanke in ihm auf, „ob wohl nicht der Koch einen besonderen Auftrag für den späten Abend erhalten habe," und faßte mehr und mehr Wurzel. Ja, es war mehrere Male vorgekommen, daß, wenn Neschathi ein neumodisches Gericht einfiel, er es noch ganz spät am Abend zuzubereiten befahl, und dieses dann erst in vorgerückter Nachtzeit verspeist wurde.

Wohl wäre Nimmersatt Tahsin Neschathi Effendi gegenüber unverfroren genug gewesen, ihn wegen Aufklärung dieses Umstandes auszuforschen, doch fand er vor den drei Gästen, mit denen er auf zu wenig intimem Fuße stand, nicht den Mut dazu. „Und dann auch, wozu sollte er erst fragen? Es war ja unverkennbar, daß draußen das Mahl vorbereitet wurde. Laß einmal sehen! Also dem Diener Serkiz Agha war befohlen worden, ja nicht die Gallertsuppe und den Mehlmarzipan untereinander zu schütten. Auch sind ja Winternächte lang. Kann man mehr oder weniger

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

lange bei einander sitzen, kann man passenderweise auch erst spät speisen."

Wie nun bei diesem Gedankengange Nimmersatt Tahsin seine Einbildungskraft erhitzte, so daß sie seinen Appetit in vollen Aufruhr brachte, saß er, das Auge an die Thür geheftet, das Ohr jedem Tone lauschend, förmlich wie auf Kohlen.

Als aber endlich, wie aus dem damit verbundenen Geklapper unmißdeutbar hervorging, die Waschgeräte zurecht gemacht wurden, und als man gar hörte, wie der Diener Ali Agha seinem mit dem Amte der Handwaschung betrauten Untergebenen Bodos den Befehl erteilte: „Lege die Tücher auf diese Weise auf!", da wurde er seiner Sache wieder ganz sicher.

Fünf Minuten später trat Mehmed Agha herein und machte gegen die Herrschaften eine Verbeugung[1]), deren Bedeutung selbstverständlich nur die eines „Bitte, meine Herren", sein konnte. Sobald die Herren sich erhoben, fuhr auch Nimmersatt Tahsin mit einem Ruck in die Höhe. „Nun ja, wenn auch das Essen ein wenig spät kam, war es deswegen von Übel? Im Gegenteil! Der Appetit hatte sich nnr noch mehr gesteigert. Wenn man sich anschickt, ein Gericht um seines besonderen Wohlgeschmackes willen zu verspeisen, dann muß notwendigerweise Hunger und Appetit überschäumen, wie das Gebiß wild gewordener Rosse. Ja, klugberechnende Köche, besonders auch Hotelköche, schenken dieser Regel große

[1]) Temenna: türkische Begrüßungsart, wobei die Hand an Mund und Stirn geführt wird. Anm. d. Übers.

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Beachtung. Sie lassen die Gäste recht hübsch lange auf den Beginn der Mahlzeit warten, auf welche Weise sie lediglich deren Appetit schärfen. Und weiter, wenn die Speisen gleich vom Herde weg noch kochend heiß aufgetragen werden, dann sitzen die Herren da und wirtschaften höchst behutsam, damit sie sich nur ja nicht die Finger verbrennen, mit den Speisen herum, und schließlich hat der Hauptgenuß darin bestanden, daß man den Dampf vom Teller zur Decke aufwirbeln gesehen hat."

Doch jetzt, wo sich die Herren auf das Geklapper der Waschkrüge hin erhoben hatten, blieb dem Elefanten-Tahsin keine Zeit übrig, diese Reflexionen weiter zu verfolgen. Wenn es nach ihm gegangen wäre, wäre er am liebsten in das Speisezimmer und an den ersten Platz an der Tafel gestürzt. Da aber die Herren stehen blieben, konnte er doch nicht gut vorauseilen!? Als erster ging Dewaii Effendi voran, ihm folgte als zweiter Anber Mulla, und ein jeder von ihnen kauerte bei seinem Krug und seinem doppelten Becken nieder.

Während Tahsin zu weit zurückstand, um sehen zu können, was die beiden angaben, bemerkte er, daß Neschathi Effendi und Schukur-sadé, welche ihm auf Hörweite nahe waren, ihre Rockärmel aufzustreifen begannen.

Doch was war das? Wenn man sich vor dem Essen die Hände waschen will, dann streift man ja wohl auch bis zu einem gewissen Grade die Ärmel zurück; wie die das aber machten, da sah es doch nicht wie eine Vorbereitung für eine gewöhnliche Händewaschung, nein,

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

wie für eine religiöse Waschung aus. Bei dieser Beobachtung schoß es Tahsin durch das Herz wie ein brühheißer Wasserstrom.

Als nun vollends gleich darauf Neschathi Effendi zu ihm sagte: „Nun, Tahsin Agha, wollen Sie keine Gebetswaschung vornehmen?", da konnte diesem Unglücksmenschen nicht der leiseste Zweifel an dem rituellen Charakter der Waschung übrig bleiben.

„Hat es denn aber Sinn, wenn man mit so ausgehungertem Magen und nach solchen Gesprächen über das Eßthema nicht vor dem Gebet, sondern erst hinterher speist? Wenn die Eßdebatten noch die Seele beherrschen und die Magen in Aufruhr sind, kann da von Andacht beim Beten die Rede sein?"

Auch der Umstand erschien ihm als gewichtiges Gegenargument, daß sogar bei der Regelung des geschäftlichen Verkehrs auf die Festlegung der Eßzeit sehr viel Rücksicht genommen wird. Wie kommt es ferner, daß im Ramadan, wo man den Beginn des Ifthar kaum erwarten kann, durch rechtzeitiges Absolvieren des Abendgebetes also nur noch später dazu kommen würde, die Späterlegung des Gebetes zu Gunsten der unverkümmerten Tafelfreiheit als durchaus unbedenklich und statthaft gilt? Wiederum deswegen, weil neben einem leeren Magen eine Andacht zum Gebet, dieser Grundlage des Gottesdienstes, nicht aufkommen kann! Stimmt dies nicht auch mit dem, was er soeben beobachtet, zusammen? Wiewohl es nun jetzt nicht Ramadan war, wo das Schlafgebet ganz gut erst am

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Morgen hätte verrichtet werden können, so konnte er doch unter allen Umständen in der Handlungsweise Neschathi Effendis, das Gebet mit Eile, das Mahl mit Weile zu betreiben, keine rechte Vernunft finden. Und man kann Elefanten-Tahsin hierin nicht ganz unrecht geben.

Kurz, Nimmersatt-Tahsin war mit dieser Gebetseinrichtung ganz und gar unzufrieden, ja, er wurde sogar ärgerlich. Da er auf Neschathi Effendis Frage eine rechte Antwort nicht fand, murmelte er nur etwas Unverständliches in den Bart und setzte sich unwirsch wieder auf seinen Platz. Die Herren aber gingen, um ihr Gebet zu verrichten, in ein anderes Zimmer.

---

## Drittes Kapitel.

Nimmersatt Tahsin hatte mit seinem Ärger gar nicht so sehr unrecht. Denn seit wann ist es Sitte, noch nach dem Schlafgebete ein Mahl zu halten? Ja, wenn es Ramadan gewesen wäre, daß man jenes dann sahoûr hätte nennen können! Wenn er auch dem sahoûr, als einem Gliede im Kalenderreigen der Speiseordnungen, hohe Verehrung zollte, so war er doch jedenfalls immer noch um den jenem vorangehenden Ifthar gekommen — jenes Mahl, welches an den Abenden des heiligen Ramadan genau bei Untergang der Sonne genossen wird. Bei dem verspeist man tausenderlei süße und salzige Sachen und dann erst schreitet man zum Gebet. Unter solchen Umständen freilich vollzieht

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

man von Herzen gern an Stelle der vorgeschriebenen dreizehn Verbeugungen deren dreiunddreißig, ungerechnet die Tarâwîh[1]) beim Schlafgebet! Denn daß eine Gebetsübung durchaus auch vom Standpunkte der Verdauungsphysiologie zu betrachten sei, gehörte zu den Glaubensartikeln unseres Nimmersatts.

Sollen wir noch weitere Proben gleichartiger Ansichten, wie sie unserem Tahsin sein verzweifelter Hunger diktierte, anziehen? Aber wie weit würde das führen? Unser Held war allein, und so beschäftigte nichts anderes seinen Geist, das den Gang seiner Betrachtungen hätte ablenken können. Man muß aber nicht vergessen, daß er heute seit fünfeinhalb Uhr, wo sie in Tschamlidjah gespeist hatten, bereits zehn oder elf Stunden lang unfreiwillig gefastet hatte. Es wäre immer noch erträglich gewesen, wenn man nur nicht so viel über das Essen geredet hätte! So aber, bei dieser schnöden Manier, jemandem erst einen Leckerbissen vorzuhalten, bis an die Zähne heranzurücken und dann plötzlich wieder wegzuziehen, mußte da einer nicht ärgerlich werden?

Wie dem aber auch sein mochte, hier gab es kein anderes Mittel, als geduldiges Abwarten. Elefanten-Tahsin hatte in Ansehung dessen auch das Gefühl, daß es unumgänglich notwendig wäre, seinen Ärger zu verwinden. Er fing deshalb damit an, auszurechnen, in wieviel Minuten man wohl ein Schlafgebet verrichten könne.

---

[1]) Derjenige Abschnitt des muselmännischen Gebetes, bei welchem nach vier Verneigungen des Hauptes ein „Stillgestanden!“ eintritt. Anm. d. Übers.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt

Aber es war ihm nicht möglich, mit dieser Rechnung so recht vom Flecke zu kommen. Erstlich schon war da der Faktor, daß, je langsamer man ein Gebet verrichtet, es auch um so länger dauert. Die Muezzins jedoch beten nicht so laut und vernehmlich, daß man das Tempo erkennen und seine Rechnung darnach richten könnte. Wer auch immer von den vier Leuten, die offenbar jetzt ihr Gebet gemeinschaftlich verrichteten, den Vorbeter machte, er würde jedenfalls doch nur so laut lesen, daß es die drei anderen hören könnten. Oder würde er etwa lauter schreien, nur damit Nimmersatt Tahsin, ehe er in diesem entlegenen Zimmer vor Hunger verendete, den Trost hätte, noch sein Rechenexempel glücklich zu Ende gebracht zu haben?

Inzwischen waren zehn bis fünfzehn Minuten vergangen. Kein Laut drang zu ihm, weder von den inneren Gemächern noch von außen her. Als ob man, auch bei langsamstem Tempo, nicht binnen einer Viertelstunde ein Schlafgebet verrichten könnte! Doch, mag es meinethalben zwanzig Minuten dauern! Aber die waren auch schon verstrichen!

Oder waren sie noch nicht verstrichen? Jemandem, der auf etwas wartet, verstreicht, je sehnlicher er wünscht, daß die Zeit recht schnell vergehe, sie ihm zum Tort um so langsamer. Sagt ja schon das Sprichwort: „Das Warten ist stärker als das Feuer," um den höchst unbehaglichen Zustand eines Menschen zu bezeichnen, dem die Zeit in demselben Verhältnis zu schleichen scheint, als ihm Eile sehr erwünscht wäre und auch

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

wirklich not thäte. In diesen Augenblicken kam sich der unglückliche Tahsin vor, als wenn er in Flammen briete und brodelte. Aber wehe euch, ihr Herren, wenn ihr nicht sofort nach dem Gebete den Anfang macht! Denn die Zeit, sie vergeht nach und nach. Ach ja, sie vergeht wohl nach und nach, aber auch Nimmersatt Tahsins Hunger wird schlimmer nach und nach!

Tahsin stand von seinem Platze auf und begann im Zimmer hin und her zu gehen. Doch, macht das etwa Vergnügen, bei hungrigem Magen spazieren zu gehen? Ein jeder hat wohl an sich schon erfahren, daß ihm bei hungrigem Magen überhaupt nichts Vergnügen macht. Ein bekanntes Sprichwort sagt: „Ein hungriger Bär tanzt nicht gern.“ Dementsprechend maß Tahsin in seinem Zimmer jeden Schritt in voller Verzweiflung ab gleich einem Menschen auf dem Wege zum Galgen. Zudem fielen ihm immer und immer wieder, wie etwas, was jemand nicht aus der Erinnerung verbannen kann, die von Dewaii Effendi geschilderte Fleischbrühe, sowie die Gallertsuppe aus fetter Truthahnhaut ein. Als nun gar jener Marzipan seine Gedanken kreuzte, welchen Neschathi Effendi mit den Speisen des Paradieses verglichen hatte, da wäre er vor lauter Seelenqual beinahe verrückt geworden. Das schlimmste dabei war, daß, wo unseres unglücklichen Nimmersättchens Appetit so hochgradig mobil geworden war, und er sich zweifellos mit einer Schnitte trockenen Brotes zufrieden gegeben hätte, nicht einmal davon nur eine Spur sich zeigen wollte. Essen, Brot und

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

dergleichen, keine Spur von alledem, noch überhaupt von irgend etwas im ganzen Palaste! Von keiner Seite auch nur der leiseste Laut!

Dann wieder kam es Tahsin Agha in den Sinn, aus dem Zimmer hinauszustürzen, laut zu rufen: „Ist denn kein guter Freund da, mich zu erlösen? Keiner, mich vom Hungertode zu retten? Erbarmen, Erbarmen! Um Gottes willen, einen Bissen Brot, weiter nichts!" Während dieser Gedanke auf einen Moment sein Gehirn durchzuckte, geriet er in einen halbwahnsinnigen Zustand. Doch ging dieser, wie gesagt, bald vorüber, und die verständige Überlegung gewann wieder die Oberhand. Er begann zu erwägen, daß er durch ein derartiges Beginnen sämtliche Insassen des Palastes in Aufruhr bringen würde, und zog es daher vor, sich ruhig zu verhalten.

Hatte er einmal so lange gewartet, konnte er da nicht noch länger warten? Wenn nun das Mahl bis zum Morgen aufgeschoben wurde? Hatte er einmal so lange ausgeharrt und so viele Leiden überstanden — so redete er sich ein — dann mußte er auch noch ein wenig Geduld übrig haben und durfte es nicht bis zum Skandale kommen lassen. Und so schwieg er denn still.

Seitdem die Herren zum Gebet gegangen waren, war unzweifelhaft bereits eine volle Stunde vergangen. Auch wenn man einige Tarâwih hinzunahm, war die Zeit längst vorüber, innerhalb deren ein Schlafgebet hätte vollständig verrichtet sein müssen. Nimmersatt



Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Tahsin, der so abgemattet war, daß er nicht mehr die Kraft zum Herumgehen hatte, ließ sich auf eine Sofamatratze niederfallen und sagte zu sich selbst: „Gott strafe mich! Heute habe ich mich aber auch mit gar nichts vorgesehen! Sonst hatte ich manchmal in meinem Gürtel wenigstens ein halbes Hähnchen, in Papier eingewickelt. Herr, mein Gott, wie bin ich unglücklich! ... Auch nach dieser langen Winternacht wird es ja Morgen werden, aber nicht so viel wie ein Senfkörnchen wird bis dahin in meinen Mund gekommen sein!“

Auf seinem Rastplatze durchströmten Elefanten-Tahsins Leib bald eisige Fluten, bald feurige Gluten. Wenn man dies nun auch als eine Art „Abwechselung“ bezeichnen konnte, so folgten doch die Phasen dieser Abwechselung einander so rasch, daß, noch während der in der Hitzeperiode erzeugte Schweiß Gesicht und Augen des Unglücklichen überschwemmte, er auch schon unter dem Einfluß der plötzlich einsetzenden Kälte förmlich zu Eis gefror. Tahsin hielt nunmehr diese Symptome für die Anzeichen seines nahenden Todes. „Ist dies mein letztes Stündlein? Ist dies der Todesschweiß, den ich vergieße?“ So frug er und fühlte sich zugleich nach dem Pulse.

War aber etwas wie Sterben über ihn gekommen, so konnte es doch wiederum kein wirkliches Sterben sein. Je mehr der Hunger ihn überwältigte, desto mehr verfiel Nimmersatt Tahsin in einen ohnmachtähnlichen Zustand. Vor seine Augen legte sich ein Schleier; doch

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

dieser Schleier war nicht ein solcher, wie ihn der Schlummer breitet. In Wirklichkeit war es aber auch keine Ohnmacht, nein, ein tiefes Versunkensein in heftiges Fieber, welchem es um so ähnlicher war, als auch Delirien sich zeigten. Soviel ist sicher, daß, was immer für Traumgesichte er in diesem benommenen Zustande sah, er auch laut verriet in seinem Phantasieren: „Wahrhaftig! ich habe in meinem Leben niemals eine solche Gallertsuppe gegessen! Ach, wie köstlich war sie, meine Herren! Wem aber gar dieser Mehlmarzipan vorgesetzt wird, der soll ihn mal definieren! Allah schenke einen solchen Koch einem solchen Herrn und einen solchen Herrn einem solchen Koch! . . . Ha! sagten Sie nicht Porree? Meine Herren! Dies ist keine Porree, in Wirklichkeit ist dies eine Wunderessenz in Fleischbrühe! Nein! Das ist auch keine Fleischbrühe, das ist das Wasser des Lebens! Wahrlich, Dewaii Effendi mag recht gehabt haben!"

Indem unser Held diese Worte ausstieß, schmatzte und schluchzte er vor Begierde so laut, daß, wenn es Neschathi Effendi mit angehört hätte, er über die urwüchsige Komik, welche sein von ihm in Scene gesetzter Schabernack entwickelte, in ein unbändiges Gelächter ausgebrochen wäre.

Um die Wahrheit zu sagen, dürfen wir jedoch diesen Zustand nicht als einen so sehr lächerlichen auffassen. Mochte ihn immerhin der Drang, einen Spaß zu veranstalten, in das Leben gerufen haben, so war er doch eigentlich und seiner ganzen Natur nach recht beklagenswert.



Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Es war nur gut, daß Tahsin in seinen Fieberdelirien solche kulinarische Traumbilder sah. Gnade Gott, wenn er sich in einem Stadium der Verzweiflung bewegt hätte, und Neschathi Effendi wäre zugegen gewesen und hätte mit anhören müssen, was dann von seiner Zunge floß! Ein verzweifelter Mensch spricht von der Leber weg. Niemals sollte man es so weit treiben, daß jemand dies thut; er stößt sonst Redensarten aus, die kein Ohr mit anhören darf.

Nimmersatt Tahsin verharrte geraume Zeit in seiner Benommenheit. Er wachte erst in dem Momente auf, als Mehmed Agha ins Zimmer trat. Aber was war dies für ein Erwachen! Gleich einem Verrückten fuhr er auf und schrie: „Ha! Sie bitten mich zu Tisch? Ach, Mehmed Agha! Wo ist die Speisetafel? Wo ist die Speisetafel?“ Und dabei wandte er sich erst ganz verwirrt nach allen vier Wänden des Zimmers und begann schließlich, als wäre er wirklich toll geworden, nach allen Himmelsrichtungen hinzustürzen. Bei diesem verzweifelten Thun stieß er auch auf Mehmed, fortwährend seine Fragen wiederholend.

Mehmed Agha sagte darauf, nachdem es ihm gelungen war, die Aufregung unseres Helden zu beschwichtigen: „Das ist ja eine ganz merkwürdige Geschichte! Da müssen dich doch die Herrschaften hier vollständig vergessen haben!“

„Was, vergessen haben sie mich? Ach, Mehmed Agha, haben sie schon gegessen oder nicht?“

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

„Was denn Essen, mein Lieber? Wo soll denn etwas gegessen worden sein?"

„Nun steht mir der Verstand still! Wann haben sie gegessen?"

„Um elf Uhr."

„Wozu haben sie dann mich hierher bestellt?"

„Zur Unterhaltung."

„Seit wann, Geehrtester, sucht man denn Unterhaltung mit einem vor Hunger halbtoten Menschen? Im Gegenteil, das bekannte Sprichwort sagt: „Mit dem Hungrigen unterhält sich nur der Verhungernde."

„Dann habe ich diesen Fehler begangen, mein Bruder. Der gnädige Herr hatte heute noch ganz bei Tage die Gäste bei sich versammelt und die Tafel auf zehneinhalb Uhr befohlen. Sie selbst hatte er auf die Zeit nach dem Mahle eingeladen. Ich aber vergaß Ihnen dies mitzuteilen. Nun gut, indes, wenn Sie hungrig waren, warum haben Sie nicht etwas zu essen verlangt?"

„Gott, mein Gott! Soll denn ein Gast, kaum, daß er da ist, sagen: „Ich bin hungrig, ich möchte etwas zum Essen haben?" Sie selbst hätten daran denken müssen, gestehen Sie es nur!"

„Ich hätte nicht daran gedacht? Das ist nicht wahr, ich habe wohl daran gedacht. Aber, als Sie in das Boot gestiegen waren und von dem Lamm vor der Saison und von dem gefüllten Truthahn und von dem Kriegermarzipan und Gott weiß von was allem schwärmten, da dachte ich in meinen Gedanken: „Nun,

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

wenn er noch so spät gegessen hat, wird er wohl auch nicht hungrig sein, und habe Ihnen deswegen nichts angeboten."

„Aber, Geehrtester, hält denn so ein Mahl, welches man um fünf Uhr am Tage zu sich genommen hat die ganze Nacht durch bis zum Morgen vor?"

„Was weiß ich, Kamerad? Setzt man denn einem Gaste, der zum Plaudern kommt, etwas zum Essen vor?"

„Gott im Himmel! Das ist ja rein zum Verrücktwerden! Mein Verehrtester, sind wir denn nächste Hausnachbarn, daß wir einander zum Plaudern nach dem Essen besuchen können? Kann denn von einer derartigen Nachbarschaft zwischen Kusghundschuq und Ihsanié die Rede sein? Heraus damit, wo sind jetzt die Herren?"

„Die Gäste sind fort, der gnädige Herr haben den Harem beehrt."

„Unglaublich! Im Leben hätte ich mir so etwas nicht träumen lassen! Fort!? Wie spät ist es, ich bitte Sie um Gottes willen, wie spät ist es?"

„Es ist viereinhalb Uhr vorüber, es geht auf fünf."

„Mein Lieber, das ist doch ganz unbegreiflich. Sicher werde ich noch verrückt. Wenn ich Ihnen jetzt an den Hals springen sollte, dann, Herr Bruder, seien Sie mir nicht böse! Hat nicht eben erst draußen ein Diener eine Speiseplatte vorübergetragen? Ja, hast du selbst ihn nicht gewarnt, die Gallertsuppe und den

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Mehlmarzipan untereinander zu schütten? Das soll doch nicht etwa ein Traumgebilde sein?"

„Ich habe einfach, als die Abendspeiseplatte des Harems herausgebracht wurde, den Befehl gegeben, daß ja nicht der in der Suppenschüssel zurückgebliebene Rest über den unangerührt zurückkommenden Marzipan geschüttet werden solle."

Nimmersatt Tahsin seufzte tief auf. Sein Gesicht war kreideweiß geworden, seine Augäpfel rollten krampfhaft in ihren Höhlen, und seine Lippen zitterten und bebten. Schon an dem Mienenspiele seines Gesichtes hätte man erkennen können, wie er auf dem Sprunge stand, Mehmed Agha bei der Gurgel zu packen. Endlich stöhnte er:

„Ach, Mehmed Agha, um Gottes willen, gieb mir etwas zu essen! Ich sterbe, mein Freund, ich verende. Ich verzichte gern auf Gallertsuppe aus Truthahnhaut und Gott weiß was sonst. Mit einem Stückchen trocknen Brot will ich zufrieden sein!"

„Beim Himmel, was soll ich da machen? Die Köche und Diener haben sich in ihre Kojen zurückgezogen. Doch wohlan! ich will sehen! Was ich immer finden mag, ich greife es auf und bringe es dir!"

Mit diesen Worten ging Mehmed ab. Der Bursche hatte nicht ein einziges Mal dabei gelacht. Hätte er aber das gethan, und hätte Elefanten-Tahsin daraus erkannt, daß man die ganze Sache nur, um sich einen Jux mit ihm zu machen, angestellt hatte, er wäre wahrhaftig vor einem blutigen Verbrechen nicht zurückgeschreckt.

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Als Mehmed hinaus war, begann Nimmersatt Tahsin wieder im Zimmer auf und abzugehen. Aber dieses Mal glich seine Promenade mehr derjenigen eines Kranken, welcher nach achtwöchentlicher Bettlägerigkeit zum ersten Male sein Ruhelager verläßt.

Laut verwünschte er Dewaii Effendis Fleischbrühe und die Porree und die Gallertsuppe und alles, was drum und dran hing, und hielt dafür, daß ein derartiges Pech keinem Menschen in der Welt jemals widerfahren wäre, noch jemals künftighin widerfahren würde.

Zu allem Unglück schien es nun auch, als ob Mehmed sein Zurückkommen verzögere. Nimmersatt Tahsins Magen knurrte jetzt so laut, daß, wenn einer an der Zimmerthür gehorcht hätte, er es bestimmt hätte hören müssen.

Da er nicht mehr die Kraft besaß, sich auf den Beinen zu erhalten, setzte er sich wieder auf die Sofamatratze. Oder vielmehr nicht er setzte sich, sondern er legte sich lang. Als dann seine Augen sich wiederum verschleierten, wünschte er nichts sehnlicher, als die alten kulinarischen Traumbilder noch einmal an sich vorüberziehen zu sehen.

Der Franzose sagt: Wer schläft, der ißt. Aber mit nichten dürfte er dieses Wort unserm Nimmersatt Tahsin bei seiner dermaligen Stimmung ins Gesicht sagen! Der würde ihm sonst einfach den Schädel einschlagen. Einer der schläft, der soll essen können? Welcher Unnsinn! Man darf doch keine Parallele

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

ziehen zwischen einem Menschen, welcher, weil er nichts gegessen hat, nicht einschlafen kann, und einem andern, welcher, weil er eingeschlafen ist, nun nicht essen kann![1])

Der unglückliche Tahsin begann, sich wie ein Wurm zu krümmen. Das Grimmen und Kneifen in seinen Eingeweiden bewirkte, daß er beinahe das Bild eines Cholerakranken darbot. Sein Hunger hatte jetzt den höchsten Grad erreicht, so daß sein Atem übelriechend wurde, und, während man doch sonst seinen eigenen Atem nicht riechen kann, er einen wahren Ekel vor sich selbst empfand.

Was in diesen Augenblicken alles im Innern Tahsins vorging, läßt sich nicht registrieren. Wir wollen auch, da es ganze Registerbände nicht fassen würden, darauf verzichten. Tausend Dinge stürmten allzugleich auf ihn ein, und tausend Stenographen würden drum nicht imstande gewesen sein, sie zu buchen. Ja, wenn er sich selbst hätte die Frage vorlegen sollen, an was er nur eine Minute vorher gedacht, er hätte sie nicht beantworten können. Denn das Gedächtnis, das Erinnerungsvermögen, kurz das ganze Ichbewußtsein kündigten dem Unglücklichen den Dienst, und Sinnesorgane, wie Individualgefühl versagten seinem Selbstbestimmungstriebe gänzlich den Gehorsam.

---

[1]) Unklar. Der Autor will wahrscheinlich sagen: Es giebt eben doch zwei Klassen von Menschen, nämlich solche, die nicht einschlafen können, weil sie nichts im Magen haben, und solche, die einschlafen; die können aber doch dann nicht essen. Anm. d. Übers.

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Noch immer kein Mehmed! Noch immer keine Spur von Hoffnung auf eine Mahlzeit! Nicht die geringste Spur, nicht die geringste Hoffnung! Der arme Tahsin schleppte sich inzwischen bis zur Thür des Zimmers und lauschte hier mit gespanntem Ohr nach allen Richtungen des Gebäudes. Nirgends auch nur der leiseste Laut! . . .

Gott bewahre mich! Nur in der Kaffeeküche lag Ali Agha im tiefsten Schlummer und schnarchte. Wie es unserem Nimmersatt nun so in die Gedanken kam, daß ein in so köstlichen Schlaf versunkener Mensch doch unbedingt vorher auch köstliche Speisen zu sich genommen haben müsse, und daß er selbst nur allein bestimmt sei, vor Hunger elend zu Grunde zu gehen, da geriet er wiederum in eine gräßliche Wut.

Diese Wut Tahsins entsprang aus dem Neide. In der That ist es auch der Neid, der den Menschen in die höchste Wut zu versetzen vermag. Und that der Ärmste denn nicht recht daran, Ali Agha zu beneiden? Durfte es denn sein, daß Ali Agha erst seine Mahlzeit verspeist hatte, dann gemächlich dem Verdauungsgeschäfte oblag und schließlich in den allerköstlichsten Schlummer versunken war, während er sich selbst in Schmerzen, schrecklich wie Todesqualen, herumwand, nur weil es ihm an einem Bissen Brot gebrach?

Wäre Ali Agha in diesem Momente Elefanten-Tahsin in die Hände gefallen, so wäre dieser unzweifelhaft dem Burschen an die Kehle gesprungen und hätte ihn erwürgt.

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

„Was konnte denn aber Ali Agha dafür?“ werdet ihr einwenden. In Tahsins Augen jedoch war nicht bloß Ali Agha für seine Lage verantwortlich, nein, wer nur immer in dieser Gotteswelt lebte, war mitschuldig, so daß er auch nicht einen hätte begnadigen mögen.

War es nicht ein schweres Verbrechen, daß andere Leute satt waren, während er selbst vor Hunger beinahe umkam?

Vergessen wir nicht, daß, es neben der Völlerei, der sich jedermann im Ramadan ergiebt, und die im übermäßigem Genusse von Kaffee und Opium, Rauch- und Schnupftabak besteht, auch eine Hungervöllerei giebt. Nur daß der Hunger einen in seiner Wut, in seiner Verzweiflung, in allen möglichen Affekten verstärkt.

Der arme Tahsin hatte seine letzte Hoffnung auf Mehmed gesetzt, und so war er bis zur Thür gewankt und hatte nach allen Seiten gelauscht, um eine Spur von ihm zu erhaschen. Da dies indessen erfolglos war, begab er sich wieder an seinen Platz und verfiel alsbald durch die Einwirkungen des Hungers von neuem in einen Zustand, der einer Vorstufe zum Wahnsinn glich. Wenn Neschathi Effendi ihn jetzt mit seinem aschfahlen Gesicht hätte daliegen sehen, er wäre sicherlich vor Schreck davongelaufen.

Kraft und Stärke, Geduld und Vernunft waren nun bei Nimmersatt Tahsin vollständig erschöpft. Mit den Worten: „Wollte ich dieser mir von ihnen zu-

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

gefügten Schmach gegenüber stillschweigende Geduld üben, so wäre dies selbst eine Schmach! Zur Strafe werde ich noch in dieser Nacht in diesem Palaste alles von unterst zu oberst kehren! Das haben sie an mir verdient!“ fuhr er mit der Rachewut eines losgelassenen Verrückten von seinem Platze auf und stürmte bis an die Thüre.

Halt! wurde da nicht irgendwo im Hause eine Thür geöffnet? War da nicht ein schlurfender Schritt zu vernehmen? Nimmersatt Tahsin machte eine Miene, als wenn er neue Hoffnung schöpfte. Dabei lauschte er mit solch atemloser Spannung, daß, wenn ihr ihn hättet beobachten können, ihr nicht gewußt hättet, ob ihr über das Komische seines Gesichtsausdruckes lachen oder vielmehr über das Halbwahnsinnige, was darin ag, erschrecken solltet.

---

## Viertes Kapitel.

Die fragliche Thür war in der Richtung nach dem Harem zu geöffnet worden. Sobald Nimmersatt Tahsin seine Aufmerksamkeit auf diesen Punkt gelenkt hatte, erkannte er auch sofort, daß die Person, die nun herankam, nicht Mehmed war, und zog daraus den logischen Schluß, daß man ihm auch nicht zu Hilfe komme. So erlosch die Hoffnung wieder, welche für einen Augenblick in ihm aufgeflackert war.

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Dieser Zustand seiner Hoffnungslosigkeit läßt sich nicht so mit zwei Worten klar machen. Selbst dann zwar, als sein Gesicht noch von Hoffnung verklärt war, mischten sich schon einige Merkmale des Wahnsinnes darein, als aber gleich darauf dieser Hoffnungsschimmer schwand, da zog in den mannigfaltigsten Schattierungen gleichsam eine ganz neue Spielart des Wahnsinns über seine Züge und verzerrte sie auf das Entsetzlichste, so daß beide Phasen an grotesker Komik wie an fürchterlichem Ernste sich einander überboten.

Zu alledem gesellte sich nun aber als dritter Umstand ein aufkeimender Verdacht. Elefanten-Tahsin hielt nämlich folgendes Selbstgespräch:

„Wenn es Mehmed Agha wäre, so müßte er vom Selamlyq herkommen; außerdem würden die Kupferschüsseln, welche er mutmaßlich in seinen Händen trüge, ein Geklimper, Geklapper oder sonst ein vernehmbares Geräusch verursachen; zum mindesten aber würde er unbefangen auf voller Sohle auftreten, während dagegen der herankommende Unbekannte mit äußerster Vorsicht und ganz leise sich heranschleicht."

Und wirklich, wer auch immer aus der Richtung des Harems herankam, jedenfalls trat er mit höchster Vorsicht und ganz leise auf. So leise kam er gegangen, daß man unmöglich die Annäherung einer fremden Person gespürt hätte, wenn eben nicht ein so vollständig wacher Mann wie Elefanten-Tahsin im Zimmer gewesen wäre, und wenn nicht der Gehörsinn gerade dieses Mannes während seines langen Lauerns

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

auf das irgendwoher Auftauchen Mehmed Aghas als des Bringers neuer Lebenskraft nach dreizehn bis vierzehnstündigem Hungern, so geschärft worden wäre, daß er selbst das Summen einer Mücke nicht überhört haben würde.

Wer aber mochte es wohl sein, der da herankam?

Obwohl seit dem Öffnen der Thüre bereits zwei bis drei Minuten verstrichen waren, war der Betreffende doch noch nicht zur Stelle. Das heißt soviel, als daß er in diesen zwei, drei Minuten noch keine zwei, drei Schritte vorwärts gemacht haben konnte.

Der Leser hat Nimmersatt Tahsin als einen klugen Mann kennen gelernt. Als solcher war er denn auch keinen Augenblick über die Persönlichkeit dessen im Zweifel, der da vom Harem her mit der äußersten Vorsicht zu ihm herankam. Es wäre geradezu polizeiwidrig gewesen, wenn er nun noch nicht eingesehen hätte, daß die Lage, in der er sich heute abend befand, ausdrücklich nur zu dem Zwecke, ihn eine ganze Nacht hindurch hungern zu lassen, geschaffen und angezettelt worden war. Beweis dessen war ja auch der sehr gravierende Umstand, daß Mehmed, der doch ausgezogen war, um ihm etwas zu essen zu holen, bis jetzt noch nicht zurückgekehrt war. Ja, so war es! Denn selbst angenommen, daß dieser nicht einmal einen Bissen Brot ergattert hätte, so hätte er doch mindestens zurückkommen müssen, um ihn davon zu benachrichtigen und deswegen um Entschuldigung zu bitten.

Was konnte demnach schließlich der allein richtige

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Sachverhalt sein? Unzweifelhaft nur der, daß Mehmed gegangen war und seinem Herrn Bericht erstattet hatte, wie er, Tahsin, vor Hunger bereits halbtot und also so weit sei, daß man sich nun seinerseits halbtot über ihn lachen könne. Er war dann irgendwohin abgegangen. Neschathi Effendi aber war es, der jetzt ganz leise herankam, um sich hohnlachend an den Qualen des unglücklichen Opfers seiner Täuschung zu weiden.

Kann man nun irgendwie Einsprache erheben gegen diese Entdeckung Nimmersatt Tahsins? „Durchaus nicht.“ Nun denn, lieber Leser, wenn dieselbe dir als ganz zweifellos und einwandfrei auch nicht gelten sollte, unserm Tahsin galt sie als über allem Zweifel und Einwurf erhaben, und deshalb eben kam er sofort auf den Gedanken, daß Neschathi Effendi sein Spiel mit ihm treiben wolle. Denn Tahsin stand in punkto „Sachverstand für Schabernacks“ hinter niemandem zurück.

Elefanten-Tahsin ähnelte dem Elefanten nicht bloß in Bezug auf seine starke Eßlust, sondern, wie dieser die übrigen Tiere, so übertraf auch er sehr viele andere Menschen an Klugheit. Es war darum nicht zu verwundern, wenn ihm die folgerechte Ideenassociation kam, sich an denjenigen, welche ihn in diese üble Lage gebracht, durch einen Gegenzug zu rächen.

Schneller, als wir es niederschreiben können, hatte sich denn auch Elefanten-Tahsin entschlossen, dem Neschathi Effendi einen solchen Streich zu spielen und äußerte dies folgendermaßen:

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

„Ich werde mich auf diese Matratze lang legen; dann aber will ich, wie wenn ich im Schlafe spräche, Neschathi Effendi und sein Geschlecht, angefangen vom siebenten Vorvater bis hinunter zu seinem siebenten Urenkel, in Grund und Boden verfluchen. So wird's gemacht! Abgesehen davon, daß man auf Grund von Traumreden überhaupt nicht für seine Handlungen verantwortlich gemacht werden kann, ist das bißchen Schimpfen und Lästern im Vergleich mit dem, was er mir angethan hat, lange noch nicht Rache genug."

Tahsins Gedankengang war gar nicht übel, nicht wahr? Zumal da er vom ersten Augenblicke an, wo er das Öffnen der Haremsthür und die Tritte vernommen, auch seinen Hunger vollständig vergessen hatte und seine ganze Aufmerksamkeit nur darauf richtete, wie er am besten seinen Rachegedanken ausführen könne. Einmal beschlossen, folgte dann selbstverständlich die That auf dem Fuße nach.

Tahsin legte sich also hurtig auf die Sofamatratze nieder. Aber nun mußte er auch noch unbedingt sein Gesicht der Wand zukehren. Denn, wenn auch etwa, während er racheschnaubend darauf losschimpfte, ein Lächeln über sein Gesicht huschen und so die ganze Sache als gemacht verraten sollte, dann würde dies erstlich Neschathi Effendi so nicht sehen können, zweitens aber würde er ihm immer noch, wenn er auch scheinbar von selbst aufgewacht, beziehentlich durch ihn geweckt worden wäre, trotz seines wachen Zustandes so lange, bis er ihm sein Gesicht voll zugewendet hätte, eine tüchtige

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Ladung Schimpfworte zuschleudern können, wobei ihm also die gewählte Körperlage am meisten zu statten kam.

Der geehrte Leser mag sich nun vorstellen, mit welcher Aufregung Nimmersatt Tahsin, nachdem er sich auf die Matratze gelegt und sein Gesicht der Wand zugekehrt hatte, das Erscheinen des vom Harem Herannahenden erwartete. Wir aber haben jetzt zu berichten, daß Tahsin Agha, gewissermaßen als Vorübung im Phantasieren, und zugleich, damit dem Neschathi Effendi, falls er bereits in Hörweite gekommen, auch nichts entgehen solle, einige einleitende Schimpfworte vom Stapel ließ und zwar, wie folgt:

„Schamloser, brutaler Bursche! Treibt man denn jemals Scherz mit den Hungrigen? Wenn der Hahnrei nicht mehr vor Scham erröten kann, dann läßt er die Elenden dieser Welt im Hunger schmachten und findet noch seinen Spaß daran. Ist denn die Welt zu deinem Vergnügen da, du Esel und Sohn eines Esels?“

Während Tahsin diese Worte wie im Traume herausphantasierte, wurde draußen das Geräusch von Tritten deutlicher. Es beschleunigte jemand seine Schritte und trat zugleich zuversichtlicher auf. Konnte da noch ein Zweifel obwalten? Offenbar war es einzig und allein Neschathi Effendi, der entweder aus Zorn, wenn er seine Worte bereits vernommen hatte, oder aber, um erst besser zu hören, was er da vorbrachte oder noch vorbringen würde, ein eiligeres Tempo angenommen hatte.

Wie bisher jede Berechnung Nimmersatt Tahsins



Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt

richtig gewesen war, so war es auch diese. Wirklich kam der Unbekannte in Schnellschritt heran, wirklich erreichte er jetzt die Zimmerthür und blieb hier, wie gebannt, stehen, um Tahsins Worten besser lauschen zu können. Die Berechnung hatte jedoch den einzigen Fehler, daß der Unbekannte, den er als Neschathi Effendi ansprach, in Wirklichkeit Neschathi Effendi gar nicht war.

„Dann war es Mehmed Agha!“ werdet Ihr sagen? Aber auch Mehmed Agha war es nicht. Nicht einmal eine männliche Person überhaupt war es. Eine Frau war es, ja eine Frau. Und wenn Ihr sie hättet sehen können, dann hättet Ihr sie erkannt als Meisterin Tscheschm Djelad.

Ja, Meisterin Tscheschm Djelad war es, die mit gedämpfter klangloser Stimme mehr zu sich selbst sagte: „Ach, nicht einmal ein Ruhelager haben sie ihm zurechtgemacht!“ Nun ist es eine bekannte Thatsache, daß, wenn jemand flüsternd und tonlos spricht, man an der Stimme den Sprecher nicht erkennen kann. Da die Möglichkeit, jemanden an seiner Stimme zu erkennen, von der Tonstärke abhängt, mit der sie zum Gehör kommt, so lassen auch im Flüsterton gesprochene Worte ihren Urheber unmöglich erraten.

Demgemäß verharrte denn auch Nimmersatt Tahsin bei seiner vorgefaßten Meinung, daß die Person an der Thür Neschathi Effendi und kein anderer sei, und fing nun, angefeuert durch seinen Rachegedanken, um so heftiger zu delirieren an. Mit dem obligaten Behaben eines Zornigen brach er los:

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

„Hat etwa so ein kahlköpfiger Hahnrei so etwas wie Gerechtigkeitsgefühl und Vernunft im Leibe? Soll das ein Schabernack heißen, wenn man einen vor Hunger verenden läßt?"

Als die alte Dienerin diese Worte vernahm, blieb sie mit verwunderter Miene wie angewurzelt auf der Thürschwelle stehen, ratlos, was sie dazu sagen, was sie dabei beginnen solle. Nimmersatt Tahsin aber verflocht in seine Lästerpredigten alle Vorfahren und Gemahlinnen, alle A's und alle O's seines eingebildeten Gegners und geriet dabei derartig vom Hundertsten ins Tausendste, daß es den zur Verfügung stehenden Raum unserer Erzählung weit überschreiten würde, wollten wir das alles wörtlich wiedergeben.

Je mehr ein aufgeregter Mensch spricht, um so mehr kommt er in die Wolle. Das gilt selbstverständlich erst recht von einem, der schimpft. Dementsprechend redete sich auch unser Nimmersatt Tahsin, wo er anfangs sich nur so stellen wollte, als ob er im Schlafe zornige Reden führe, mehr und mehr in einen wirklichen Zorn hinein.

Als nun vollends Meisterin Tscheschm Djelad, die dieses Gezürn und Gezänk mit einem Schlafzustande durchaus nicht vereinbaren konnte, in dem bisherigen Flüstertone die Worte: „Schläfst du, Tahsin, oder bist du wach?" gewissermaßen hervorkeuchte, da lief unserm Tahsin die Galle über. Da er jetzt einsah, daß er mit den in vorgespiegelten Träumen ausgestoßenen Schimpfreden sein Mütchen doch nicht völlig kühlen



Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

konnte, da er ferner die Frage Neschathi Effendis dahin deutete, daß ihn dieser als gar nicht schlafend durchschaut habe, da er endlich unter dem Einflusse der äußersten Hungerqualen ernstlich in Wut geriet, so fuhr er — komme was da wolle — von seinem Lager in die Höhe. Seines Widerparts Religion und Glauben, seine Mutter und seine Frau verwünschend, machte er einen Ausfall, als ob er der fälschlich für Neschathi Effendi gehaltenen Meisterin Tscheschm Djelad an die Kehle springen wollte.

Wäre nun Meisterin Tscheschm Djelad nicht eine bereits im reiferen Alter angelangte, erfahrene, erprobte, geistesgegenwärtige Frau gewesen, sondern ein junges, unerfahrenes Ding, so hätte sie sicherlich ihre Stimme erhoben und laut ausgerufen: „Volk Gottes! Es brennt! Feuer!“ oder auch: „Ach Freunde! Rette sich, wer kann!“

Da Neschathi Effendi nahezu bartlos war — das Alter hatte die fünf oder zehn Haare in seinem Gesicht bereits gebleicht —, so würde sich, wenn er während der Nacht in seinem Schlafkleid und mit seiner Schlafmütze persönlich zur Stelle gewesen wäre, zwischen ihm und der alten Frau, mit Namen Tscheschm Djelad, gar kein großer Unterschied herausgestellt haben. Und so fuhr denn Elefanten-Tahsin, immer noch in dem Wahne, daß er Neschathi Effendi und nicht Tscheschm Djelad vor sich habe, fort, nach Kräften zu schimpfen, währenddessen Tscheschm Djelad ihm ihre Absicht klipp und klar zu machen sich bemühte. Und zwar sagte sie:

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

„Was hast du denn, mein Väterchen? Was ist dir widerfahren, Tahsin Agha? Hast du denn deinen Verstand verloren? Haben sie dir nicht einmal ein Bett zurechtgemacht? Warum bist du hier geblieben?"

„Wer soll mir denn in einem Hause, wo du mir nicht einen Bissen Brot zukommen lässest, ein Bett aufmachen? O du Unmensch! Darf man denn einen Scherz so weit treiben?"

„Mein Herzchen! Tahsin Agha! Besinne dich doch! Bin ich's denn gewesen? Was soll ich denn verbrochen haben?"

„Bist du nicht der Eigentümer des Palastes, bist du nicht der Herr dieses Heimwesens? Wenn du nicht den Befehl dazu gegeben hättest, hätten sich dann die Diener einen derartigen Scherz herausgenommen?"

Tscheschm Djelad begann unter einem dreimaligen „Wehe" ein unbestimmtes, instinktives Erbarmen mit Tahsin zu empfinden und erwiderte:

„Setze dich Herr, setze dich! So beruhige dich doch! Ich bin nicht der Herr! Ich bin Meisterin Tscheschm Djelad! Schau mir doch erst einmal ordentlich ins Gesicht und dann sprich weiter!"

So angestrengt nun aber auch daraufhin Tahsin der Frau in das Gesicht blickte, so war es doch nur ein Blick ohne seelisches Bewußtsein. Es war mehr ein irrer Blick. Teils vor Hunger, teils vor Wut verschleierten sich seine Augen, so daß er auch jetzt noch nicht unterscheiden konnte, ob die Person vor ihm Neschathi Effendi sei oder ein Weib. Hätte jemand

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

dieses Hin- und Herreden und -streiten zwischen Tahsin und der Meisterin mit anhören können, er wäre vor Lachen über diese Komödie geplatzt.

Schließlich begriff Nimmersatt Tahsin, wen er vor sich habe, und wäre gewiß, da er ein lustiger Mann war, unter andern Umständen über das Komische seiner Situation in lautes Lachen ausgebrochen. So aber, da ein neuer Magenkrampf und ein stärkeres Grimmen ihm seinen Hunger wieder zum Bewußtsein brachte, und sich zur Abwechselung wieder eine Ohnmacht und zwar eine viel stärkere als vorher bei ihm einstellte, so ließ er Lachen Lachen sein und streckte sich von neuem auf obbemeldeter Unglücksmatratze lang.

Tscheschm Djelad war noch immer nicht imstande, seine mißliche Lage in ihrem vollen Umfange zu übersehen. Sie wußte nur und hatte erfahren, daß heute Abend Tahsin Agha im Selamlyq anwesend war, im besonderen, daß er dahin bei nächtlicher Weile in einer geheimnisvollen Weise gekommen war, und daß sie selbst das Bestreben hatte, mit diesem Manne, welchen sie als ihren Verlobten betrachtete, in Liebe zu scherzen. Und so schob sie denn, als sie sah, daß Tahsin sich ausstreckte und zum Ruhen niederlegte, dies auf eine verliebte Laune, griff nach seiner Hand und begann sie zu streicheln. „O, mein wertvollster Tahsin! Ich weiß es, wie teuer und wertvoll du mir bist! Wie lieb ich dich habe, du Grausamlicher!“ Obwohl sie sich hierbei nun bemühte, ihre Worte recht zierlich zu setzen, so machten sie doch, da sie das

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Türkische nicht völlig beherrschte, einen urkomischen Eindruck.

Noch immer war Tahsin nicht in der Lage, diese Liebesbeteuerungen zu verstehen. Da er nicht Kraft genug besaß, dem Ansturm von Hunger, Verzweiflung, Wut und Gott weiß was allem hinreichenden Widerstand zu leisten, so fiel er aus einer Ohnmacht in die andere. Aber auch Meisterin Tscheschm Djelad war noch immer weit entfernt davon, der Ursache der Situation Tahsins eine gerechte Würdigung angedeihen zu lassen. Denn einerseits war sie dadurch, daß sie seit geraumer Zeit die Liebesleidenschaft in ihrem Busen auf Grund ihrer falschen Voraussetzungen mehr und mehr genährt hatte, in einen halbverwirrten Zustand hineingeraten, andererseits aber konnte sie sich nicht erinnern, daß Tahsin jemals nach einem Bissen Brot von ihrer Hand gelechzt habe. Ach! sie selbst lechzte nach einem Wörtlein von seinen Lippen, welches ihre Hoffnungen erfüllen sollte.

Als nun Tahsin einmal aus seiner Ohnmacht die Augen aufschlug und bettelte: „Erbarmen, Tscheschm Djelad!“ da konnte der Geist der liebenden Alten die Größe ihres Glückes nicht mehr fassen, und sie rief: „Ach, mein süßes Herrchen, wozu um Erbarmen flehen? Befiehl nur, und unser Hochzeitsfest ist da.“ Und als er dann stöhnte: „Ich sterbe, Tscheschm Djelad, was liegt auch weiter dran?“, da erwiderte die alte Frau in verliebtem Tone: „Um meinetwillen, o Geliebter? Nein, ich will für dich das Opfer sein!“ Und als

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

gar Nimmersatt Tahsin herausseufzte: „Gnade! Gieb mir einen . . .“, wobei er die nachfolgenden Worte infolge einer ihn neu überkommenden Ohnmacht auszusprechen nicht mehr die Kraft besaß, da ergänzte sie den abgerissenen Satz mit dem Worte „Kuß“ und schickte sich, indem sie ihm verschämt zurief: „Nur einen Kuß willst du, o mein Gebieter?!“ an, den bescheidenen Wunsch ihres Verlobten mit größerer Freigebigkeit zu belohnen.

Auf diese Weise erhöhte sich einerseits wohl die Komik der Situation, andererseits aber erhöhte der sich steigernde Hunger auch das tragische Moment, welches er hineingebracht hatte, und, je belebter die Handlung wurde, um so offenkundiger trat der Schrecken auf die Bühne.

Endlich raffte Tahsin alle seine Kräfte zusammen und fuhr in die Höhe. Ob wohl Tscheschm Djelad nicht auch diese Bewegung einem sehnsüchtigen Liebesverlangen zuschrieb? Ob sie Tahsin wohl nicht auf der Stelle um den Hals fiel? Freilich that sie es. Da aber der ausgehungerte Tahsin nicht einmal mehr die Schenkelkraft besaß, sich selbst auf den Beinen, geschweige denn auch noch die alte Frau aufrecht zu erhalten, so kam es, daß sie alle beide auf einmal zu Boden fielen. Und wie sich Tahsin loszukommen mühte, so deutete die Alte auch diese Anstrengungen nur als ein Kosespiel der Liebe und benahm sich demgemäß. Je mehr sich Tahsin abarbeitete, um so weniger gelang es ihm, sich aus den unermüdlichen Liebesumklammerungen Tscheschm Djelads zu befreien.

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Unser armer Held war in eine Lage geraten, wo, so innig er auch Azrael, den Erzengel des Todes, um Erlösung aus solchem Elend anflehte, gewissermaßen auch der Tod selbst nicht genau wußte, ob er über das Komische der Situation lachen, oder über das Tragische daran weinen, und also, ob er dem Unglücklichen erscheinen solle oder nicht, so daß diesem nicht einmal die Wohlthat der Vernichtung zu teil wurde.

Die nun folgende Entwickelung der Handlung zu schildern, vermag keine Feder. So wenig wie Tahsin, können wir erklären, wie es kam, daß sich dieses ausgemergelte Menschlein auf einmal den Griffen des alten Weibes entwand und zwei Schritte zurücktrat. Da er nun der Überzeugung war, daß, wenn er lange Worte machen wollte, um sein Verlangen zu erklären, die noch mehr, als er selbst, und zwar durch das Übermaß ihrer Liebesgefühle blind und toll gewordene Tscheschm Djelad ihn nicht verstehen würde, so schrie er sie an: „Hungrig bin ich, hungrig!“ Tscheschm Djelad, welche es mit dem Wesen der Liebe für unvereinbar hielt, bei einer zu der gegenseitigen Umarmung eines Liebespaares unumgänglichen innigen Berührung also vom Hunger zu sprechen, hörte mit höchstem Erstaunen diese Worte Tahsins und echote ganz mechanisch: „Hungrig bist du?“ Weil nun diese Frage aber mit einem Zeitpunkte zusammenfiel, wo bei Tahsin wieder einmal zur Abwechselung die Ohnmachten die Oberhand gewannen, so war unser Menschlein nicht imstande, in Worten zu erwidern, sondern be-

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

schränkte sich darauf, an Stelle der Bejahung mit dem Kopfe zu nicken.

Und wie er dann weiter auf die Frage der Meisterin Tscheschm Djelad: „Mein Liebling, so hast du heute Abend noch nichts gegessen?“ als Zeichen einer Antwort den Kopf nach oben ruckte[1]) und auf ihre fernere Frage: „Du willst also wirklich etwas zu essen haben?“, den Kopf wieder niederruckte, und wie, als nun die Fragen kreuz und quer durcheinander schwirrten, dieser Kopf ununterbrochen auf und ab, ab- und aufruckte, das mit anzusehen, bot einen überwältigend lächerlichen Anblick.

Als nun endlich Tscheschm Djelad im Verlaufe dieses Kreuzverhörs begriffen hatte, daß ihr Geliebter hungrig war, sagte sie:

„Sei ohne Sorge, mein Geliebter. Drinnen im Delikateßkeller steht des Herrn Frühstück auf morgen. Und wenn ich wüßte, daß er mich morgen totschlüge, sogleich gehe ich und hole es.“ Der arme Tahsin fand keinen anderen Weg, seine Dankbarkeit auszudrücken, als daß er sich dem Frauchen zu Füßen stürzte. Tscheschm Djelad entfernte sich eilends mit den Worten: „Gott, vergieb mir meine Sünden!“, während Nimmersatt Tahsin an der Stelle, wo er niedergesunken war, und von der er sich nicht mehr erheben konnte, ohnmächtig zurückblieb.

---

[1]) Bekanntlich bei vielen südlichen Völkern Geste der Verneinung. Anm. d. Übers.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt

## Fünftes Kapitel.

Wenn Nimmersatt Tahsin seine fünf Sinne beisammen gehabt hätte, so wäre er in die erschrecklichste Wut geraten bei dem Gedanken an die Handlungsweise eines Neschathi Effendi, welcher sich nicht gescheut hatte, ihm ein Abendessen zu versagen, dagegen für seine höchsteigene Person noch von Abend her für den nächsten Morgen ein Frühstück im Delikateßkeller aufbewahren zu lassen, welche Handlungsweise sich doch nur als Akt einer geradezu teuflischen Selbstsucht deuten ließ.

Und wirklich, konnte man sich eine größere Ungerechtigkeit vorstellen, als daß der gnädige Herr, nachdem er sich am Abend den Magen bis zum Überdruß vollgestopft hatte, dann auch noch dadurch für seinen wertgeschätzten eigenen Leib sorgte, daß er für den kommenden Morgen eine Mahlzeit im Delikateßkeller aufheben ließ, indes er dem armen Tahsin, von dem es doch rühmlich bekannt war, daß er jenen an Eßkapazität weit überragte, und daß er in eine geradezu tödliche Verzweiflung geriet, sobald einmal eine Mahlzeit auch nur um eine Stunde sich verspätete, einen einzigen Mundvoll Brot vorenthielt?

Andererseits, wenn der Ärmste seine fünf Sinne beisammen gehabt hätte, dann wäre ihm auch aus der Hilfsaktion der Meisterin Tscheschm Djelad klar geworden, welch großer Glückseligkeiten man durch die

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Liebe teilhaftig werden kann, und er hätte, während er ihr bisher lediglich wegen des Delikateßkellers Hoffnung gemacht hatte, sich hoch und teuer verschworen und zwar ebenfalls lediglich wegen des Delikateßkellers, ihr von nun an erst recht Hoffnung zu machen. Denn, war der Delikateßkeller nicht, und war Tscheschm Djelad nicht wohlbestallte Beschließerin desselben, so wäre Nimmersatt Tahsins Untergang an diesem Abend eine beschlossene Sache gewesen.

Nach dem Ausspruche ärztlicher Autoritäten soll der Mensch fünf bis sechs Tage und sogar noch länger den Hunger ertragen können. Dieser Ausspruch paßte aber durchaus nicht auf den ja auch mit dem Beinamen „Elefant" belegten Tahsin. Wenn Nimmersatt Tahsin in Bezug auf Essen und Trinken den gewöhnlichen Sterblichen nicht im geringsten ähnelte, wie konnte er ihnen dann in Bezug auf das Ertragen des Hungers ähneln?

Für gewöhnlich speist man täglich zweimal; wer schwere Arbeit hat, hält wohl auch noch ein zweites Frühstück für notwendig. Die Engländer nehmen, wie man erzählt, täglich vier Mahlzeiten zu sich. Unser Tahsin dagegen, wenn er zu Hause des Morgens ein Frühstück, d. h. á la Nimmersatt und á la Elefant, eingenommen hatte, fing so allmählich an darüber nachzudenken, welchen vornehmen Freund er heute in seinem Palaste wegen eines Vormittagsimbisses beglücken solle, und, wenn er dort nun für Vier gegessen hatte, stattete er um die Mitte des Nachmittags herum dem Laden

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

irgend eines renommierten Bratenhändlers, Pasteten-händlers, Waswei̇ßichhändlers einen Besuch ab, um dann nach zehn Uhr mit größter Pünktlichkeit bei einem Süßmilchhändler oder Konditor einzufallen, in dessen Laden er von so Sachen wie Törtchen, Sahnenschnittchen oder Lebkuchen eine Portion wie für drei starke Männer verschlang, nach welchen Leistungen er am Abend entweder bei einem der Vornehmen blieb, falls er einen auftrieb, der einen Animier-Tafelgenossen brauchen konnte, oder auch in seine eigene Wohnung zurückkehrte, wobei aber jedenfalls ein reichliches Nachtmahl nicht fehlen durfte.

Es gab nicht einen Tag, wo an dieser Kette von Mahlzeiten auch nur ein Glied gefehlt hätte. Wohl aber gab es Tage, wo jene es infolge von besonderen Umständen bis auf sechs oder sieben Glieder brachte; und die waren nicht einmal selten. So war der arme Tahsin, da diese Nacht bereits bis zur siebenten Stunde vorgerückt war, um drei ganze solcher Kettenglieder auf einmal, als da sind: Vesper, Abendessen und Nachtmahl, gebracht worden, ungerechnet die Extratouren.

Irgendwo in dem vorhergehenden Kapitel haben wir bereits die Richtigkeit der Berechnungen Nimmersatt Tahsins hervorgehoben und im Besonderen vermeldet, wie er aus dem Geräusch von Schritten aus der Richtung des Harems her gefolgert hatte, daß Neschathi Effendi herbeikäme, um sich an seiner erbärmlichen Lage zu ergötzen. Hatte sich auch hinterher herausgestellt, daß von all seinen Aufstellungen nur

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

diese einzige fehlerhaft gewesen war, so wird sich doch jetzt sogleich ergeben, daß im Grunde genommen auch dieses Exempel des klugen Tahsin stimmte, wenn auch das Facit etwas weiter hinaus stand.

Neschathi Effendi war, wohlzufrieden mit der Ausführung der Anordnungen, welche er getroffen hatte, um Nimmersatt Tahsin eine Nacht hindurch hungern zu lassen, nach dem Schlafgebete, d. h. um zweieinhalb oder drei Uhr, ins Bett gegangen und hatte einer Dienerin aufgetragen, ihn um sieben Uhr zu wecken.

Was der gnädige Herr mit diesem Auftrage bezweckte, wird wohl unschwer zu erraten sein: ein Mann, der Abends um elf Uhr gespeist hat und um drei Uhr sich schlafen legt, kann mit seinem durch richtig innegehaltene Verdauungszeit und vierstündigen Schlaf vollständig ausgeruhten Körper dann freilich recht vergnügt aufstehen, um sich an einem bis dahin durch die Qualen des Hungers dem Tode nahegebrachten Tahsin zu weiden.

Als nun Neschathi Effendi von der beauftragten Dienerin geweckt worden war, und auf seine Frage, ob vom Selamlyq her irgend welches Geräusch oder Schritte zu vernehmen gewesen seien, von dem Mädchen eine verneinende Antwort erhalten hatte, so schickte er dieselbe mit dem Befehle: „Schön, so geh' und leg' dich wieder schlafen!", weg und rückte nun selbst leise gegen den Selamlyq vor. Da er Tahsins Treiben, ohne daß dieser nur das geringste davon merken sollte, gar zu gern von A bis Z beobachtet hätte, so näherte er sich im Katzenschleichtritt dessen Zimmer. Aller-

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

dings hatte er selbst die Anordnung getroffen gehabt, daß man dem Unglücksmenschen kein Bett aufschlagen solle; als er aber von der Thür aus sah, daß dieser mitten auf dem Boden sich ausgestreckt hatte, und statt auf dem Matratzkissen auf dem Zimmerteppich ruhte, war ihm die Sache unerklärlich. Ja, Sr. Gnaden Neschathi Effendis Verwunderung steigerte sich sogar bis zum Zorn. Denn während der arme Tahsin in eine ganz echte Ohnmacht gefallen war, hatte ihn der Gnädige in Verdacht, daß er im Schlafe läge. „Wart', dich wollen wir schon wach kriegen," dachte er und machte sich an Tahsin heran. Dabei bemerkte er, wie das Gesicht des Unglücklichen kreideweiß war. Wenn jetzt auch darob sich ein leises Erbarmen in ihm regte, so überzog doch der Triumph über das Gelingen seiner Juxpläne sein Gesicht mit so vielen Anzeichen eines fröhlichen Wohlbehagens, daß das in seinem Herzen auftauchende Mitleid diese Anzeichen nicht zu verscheuchen vermochte.

Als er an Tahsin heran war, rief er mit lauter Stimme: „Tahsin, Tahsin!" und stieß ihn zugleich mit der Spitze seines Fußes an. Tahsin hatte trotz seiner Ohnmacht seinen Hunger nicht vergessen, ja im Gegenteile wartete er gespannten Geistes auf die Speisen die ihm Meisterin Tscheschm Djelad herbeibringen sollte. Und so kam es, daß er, obschon er Neschathi Effendis Stimme nicht vernehmen konnte, sondern nur seinen Fußtritt spürte, mit einem Satze in die Höhe sprang.

Sr. Gnaden Neschathi Effendi, welcher mit keinen

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

anderen Leuten, als mit Possenreißern jemals Umgang gehabt hatte, schrieb — man denke! — dieses Geahren Tahsins einem infolge langer Übung in der Possenreißerei mit Bewußtsein ausgeführten Artistentrick zu, und man konnte ihm dies nicht einmal verargen. Denn allzeit umgeben von Schmeichlern, Schmarotzern und Possenreißern, hatte er nie ein wahrhaftiges Handeln kennen gelernt. Wie sollte er da die Wahrheit zu erkennen im stande sein? Wie heute abend Tahsin mit einem Ruck auf die Füße gekommen war, so hatte er es bis zum heutigen Tage schon tausendmal von Possenreißern ausführen sehen. Kaum war nun Tahsin vom Boden aufgesprungen, als er auch mit einer Inbrunst, wie wenn er Neschathi Effendi um den Hals fallen wollte, heraussprudelte:

„Erbarmen, meine liebste Meisterin Tscheschm Djelad, Erbarmen!"

Neschathi Effendi schob nun wohl die Inbrunst Tahsins auf Possenreißerei; die Worte aber, die er ausgestoßen hatte, konnte er sich nicht erklären und erwiderte darum:

„Was wünschest du von Tscheschm Djelad, Tahsin?"

„Erbarmen, meine liebste Meisterin! Wo ist das Essen? Was hast du zu essen zubereitet? Wo hast du das Essen hingestellt?

Nun, da Neschathi Effendi erkannte, daß diese inbrünstige Gier, die er an Tahsin soeben sah, nur ein durch Hunger hervorgebrachter temporärer Wahnsinn sein konnte, hätte er eigentlich ein lautes Gelächter

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

erheben und über diesen glänzenden Erfolg des von ihm in Scene gesetzten Juxes reichliche Genugthuung empfinden sollen. Aber da war eine Meisterin Tscheschm Djelad in die Sache verwickelt, und das verdarb ihm gründlich den Humor.

Neschathi Effendi nämlich war wohl ein Herr, der das Vergnügen liebte und an einem Spaß Gefallen fand, aber in Bezug auf Frauenkeuschheit war durchaus nicht mit ihm zu scherzen, und er hielt sogar die schwarzen Sklavinnen seines Harems unter absoluter Observanz und ungewöhnlich strenger Kontrole hinsichtlich ihrer Keuschheit, tiefsten Verschleierung und sittigem Benehmen. Als daher der vor Hunger beinahe um seinen Verstand gekommene Nimmersatt Tahsin in seinem Dusel den Namen der Meisterin Tscheschm Djelad aussprach, da stiegen in Neschathi Effendi schwere, schwere Bedenken auf.

Binnen wenigen Augenblicken hatte Nimmersatt Tahsin seine Besinnung wieder erlangt und war wie vom Donner gerührt, als er in der Person vor ihm an Stelle der Tscheschm Djelad den Hausherrn erkannte. Dahin war auf einmal jene Entschlossenheit, wacker darauf los zu schimpfen, welche er entwickelt hatte, als er zum ersten Male wähnte, der Effendi käme heran; spurlos dahin seine damalige Keckheit, und ganz unklar war es ihm, was er jetzt für ein Benehmen zur Schau tragen solle. Bald aber merkte er aus dem ganzen Behaben des Effendi, daß dieser in Zorn war, sowie, daß dieser Zorn einzig daher stammte, weil er selbst



Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

einen zum Harem gehörigen Namen, und zwar den der Meisterin Tscheschm Djelad, ausgesprochen hatte. Der kluge Tahsin sah ein, daß ihn jetzt nur die äußerste Anspannung seiner Klugheit aus der Klemme helfen konnte, und nahm sich daher gewaltig zusammen.

Halb im Scherz, halb im Ernst sagte er: „Geehrter Herr! Darf man seine Grausamkeit so weit treiben? Haben Sie mich denn vor Hunger umkommen lassen wollen? Es ist nur gut, daß ich wenigstens im Traume gespeist habe! Denn da erschien mir Meisterin Tscheschm Djelad, machte mich der Gnadenschätze Ihres Kellers teilhaftig und gewährte mir die Speise, die Sie mir vorenthalten hatten."

Neschathi Effendi hatte zwar seiner Rede mit ziemlicher Aufmerksamkeit gelauscht, man konnte es ihm aber deutlich ansehen, daß er kein Wort davon glaubte. Wütend blickte er nach allen Richtungen um sich und spürte nach allerlei Dingen. Elefanten-Tahsin begriff sehr wohl, daß das, wonach er forschte, nur eine Spur sein konnte entweder von Tscheschm Djelad selbst, oder aber von dem Speisegeschenke, welches sie herbeibringen würde.

Nach Schluß seiner Rede war auf einige Minuten Stillschweigen eingetreten. Neschathi Effendi, der sich wohl bewußt war, daß dieses Stillschweigen nur geeignet sei, das Unerquickliche der Situation und des Schauplatzes noch zu erhöhen, fand, so sehr er auch darnach suchte, angesichts der Thatsache, daß das Spiel bereits weit über die Ganglinie eines Scherzes

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

hinausgediehen war, nicht so leichtlich das erlösende Wort.

Endlich, als wenn die Worte ihm wie schwerflüssiges Erz vom Munde tropften, sagte er mit sauersüßer und frostiger Miene: „Da muß ein Irrtum obwalten, Tahsin Agha. Ich bitte sehr um Entschuldigung, aber wahrscheinlich sind Sie, ohne vorher gespeist zu haben, hierher gekommen!“

„Allerdings, mein Herr! Bei meines gnädigen Herrn Einladung hielt ich es für ausgeschlossen, daß man bereits gespeist haben könne, aus diesem Grunde!“

„Was brauchte es aber unter uns für Umstände? Sie hätten es sagen müssen, daß Sie noch nicht gespeist hatten!“

„Ich habe einfach bis zu dem Zeitpunkte, wo man sich zum Gebet erhob, erwartet, daß man noch speisen werde.“

Man sieht, während die Schuld ursprünglich auf Neschathi Effendi saß, sollte sie jetzt auf den armen Tahsin abgewälzt werden. Als letzterer inzwischen diese Bemerkung machte und zumal, als ihm die Qualen des Hungers seinen kläglichen Zustand wieder zu Gemüt führten, da geriet er von neuem in eine Wut, die ihn — komme was da wolle — vor nichts mehr hätte zurückschrecken lassen.

Ganz natürlich! Wenn einer verzweifelt ist, dann geht er mit der Sprache heraus, und es giebt dann keine Zurückhaltung mehr. Und selbst wenn es sich um einen Scherz handelt, es genügen eine bis zwei



Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Stunden, um ein Menschenkind mürbe zu machen. Wenn ein Effendi einen Scherz mit gegen ihn gerichteter Pointe anstellte, der so schamlos war, was müßte dann wohl ein armer Schlucker erst anstellen, um vor Scham zu erröten?

Während Nimmersatt Tahsin durch einen ähnlichen Gedankengang seine ganze Keckheit wiederfand, und von neuem in eine Periode gehobener Lebensgeister eintrat, geschah es, daß vom Harem her eine Thür mit lautem Knarren aufging und das geschäftige Trippeln eines weiblichen Fußes, sowie das Geklapper von Schüsseln und Tellern auf einer von einer Hand getragenen Platte vernehmbar wurden. Auf diese unvorhergesehenen Erscheinungen hin rissen sowohl Tahsin als Neschathi Effendi weit die Augen auf, und alles Blut wich aus ihren Wangen. Alle beide blickten gespannt auf die Thür und harrten der Dinge, die da kommen sollten.

---

## Sechstes Kapitel.

Die Ereignisse, welche sich vor ganz kurzem in diesem Zimmer abspielten, haben dem geehrten Leser einen Begriff davon beigebracht, wie heiß die Liebe der Meisterin Tscheschm Djelad war zum Nimmersatt Tahsin. Unser Frauchen war also gegangen, um ihrem vor Hunger halbtoten Geliebten als schnell wirkende Medizin Essen heranzuschaffen, und hatte ihre mutige Aufopferung soweit getrieben, daß sie, selbst auf die Gefahr hin,

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

von ihrem Herrn am nächsten Morgen totgeschlagen zu werden, dessen Frühstück wegzunehmen und herbeizuholen fest entschlossen war. Erfüllt von solchen Gesinnungen, näherte sie sich kaum, nachdem sie aus der Thüre des Vorraums getreten war, dem Zimmer, in dem sich Tahsin befand, als sie auch, um ihrem opferwilligen Heroismus die Krone aufzusetzen, folgende Worte vor sich hinzuträllern begann:

„Effendi will er sein, der Kerl, und ist doch drecklichter noch wie Pech. Effendi will er sein, der Kerl, und ließ meinen Tahsin im Hunger doch. Nun soll er verrecken vor Hunger selbst — er, der den ganzen geschlagenen Tag, von früh bis spät sich nudelt und stopft, er, der gleich einem Vampyr frißt, sich aufschwemmt gerade wie ein Schwamm!"

Der geehrte Leser möge uns als ohnehin vergeblich erlassen, zu beschreiben, mit welchem Mienenspiele sowohl Tahsin als Neschathi Effendi diesen Worten lauschten, und mit welchem Gefühlsausdruck sie einander ins Gesicht schauten. Die Sache stand jetzt so, daß sie sich einfach nicht mehr beschreiben ließ. Nur soviel können wir sagen: Was Nimmersatt Tahsin anlangt, so hätte, als er sah, wie sich der Spieß der Komödie nunmehr gegen den Effendi kehrte, wenig gefehlt, und er wäre vor lauter Lachen geplatzt; jedoch unterdrückte er seinen Lachkitzel aus Furcht vor dem erschrecklichen Zorne Neschathi Effendis und gab sich alle erdenkliche Mühe, auch nicht die leiseste Spur eines Lächelns zur Schau zu tragen. Neschathi Effendi dagegen, der

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

am liebsten auch geplatzt wäre, aber vor Zorn und Wut, suchte diesen Zorn, um nicht am nächsten Tage die Geschichte in alle Klatschmäuler geraten zu sehen, vor Tahsin zu verbergen, heuchelte vollständige Gleichgültigkeit und zwang sich sogar, ein leises Lächeln auf seinem Gesichte zur Schau zu tragen.

Tscheschm Djelad aber war in ausgelassenster Stimmung. So gewuchtig wie nur möglich auf ihren Hacken auftretend, deklamierte sie, ihrem Herrn zu Trutz und Grimme, ihrem Tahsin zu Nutz und Minne, immer und immer wieder obbemeldete Improvisation und setzte dabei eine Miene auf, die ihren Triumph voll und ganz verkündete. So trat sie zur Thüre herein und so stand sie bereits mitten im Zimmer.

Als nun die drei Personen in dem einen Zimmer beisammen waren, da war es gerade so, als wenn urplötzlich sie alle miteinander die Tarantel gestochen hätte. Kaum erblickte Meisterin Tscheschm Djelad ihren Herrn im Zimmer, als sie auch mit einem Schrei des Entsetzens die Platte aus ihrer Hand fallen ließ. Kaum sah Neschathi Effendi, wie seine älteste Dienerin — na prosit die Mahlzeit! — zu einem fremden Kerle auf das Zimmer kam, so brüllte er: „Du, Schlange, du! du, verfluchtes Weib, du! . . .“, wobei er sich auf das arme Weiblein mit geballten Fäusten loszustürzen rüstete. Rüsten hin, rüsten her! Auf die gerösteten Hühner lieber stürzte sich unser Tahsin, als er sah, daß Speisen, von denen jede einzelne so köstlich war, daß man sein Leben dafür lassen mochte, wie

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

diese Hühner, der Mehlmarzipan und die bewußte Gallertsuppe, schnöde auf den Boden geschüttet wurden, stieß ein furchtbares Geheul aus und warf sich nieder, alle Hände über die Kücken breitend, gleich einer Glucke, welche schützend ihre Flügel spreitet.

Einige Minuten lang standen sich der Effendi und seine Sklavin Auge an Auge, Zahn an Zahn, wie im Zweikampfe gegenüber. Wie viele Ohrfeigen, Faustschläge und Fußtritte die arme Dienerin dabei einheimste, wissen wir nicht; das aber wissen wir ganz genau, daß inzwischen Nimmersatt Tahsin die Lache, welche die zu Boden geflossene Suppe auf dem Teppich gebildet hatte, mit einigen Netzwürfen seiner Hohlhand ausgefischt und trocken gelegt hatte, und nunmehr immer noch Zeit fand, eine Attacke auf den Marzipan auszuführen.

Als die Dienerin den Händen Neschathi Effendis entwischt war und sich in Sicherheit gebracht hatte, wandte sich des Effendi ganzer Zorn auf Nimmersatt Tahsin. Wohl ließ er jetzt auf dessen Rücken die Faustschläge wie ein Donnerwetter niederhageln, der wackere Tahsin aber ließ sich nicht im geringsten dadurch stören; im Gegenteil, da seine ausgetrocknete Kehle durch die mit der Hohlhand vom Boden aufgeschöpfte Suppe nicht hinlänglich angefeuchtet war, und ihm so der Marzipan im Halse stecken blieb, betrachtete er einen jeden Faustschlag als einen Schluck Wasser, der ihm dazu diente, jenen vollends hinunter zu würgen. Als aber der Effendi ihm vorwurfsvoll zuschrie: „Du

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Hahnrei, du Todfeind, du Verräter! Meine Dienerinnen willst du verführen?!", da verantwortete er sich folgendermaßen: „Erbarmen, Herr! Doch schlage so viel du willst! Bin ich an so einem Hunger nicht verreckt, dann sterbe ich auch nicht an deinen Püffen."

Erschöpft teils vom Zorn und Ärger, teils von den Hieben, die er an die Sklavin, sowie an Elefanten-Tahsin ausgeteilt hatte, sank unser altes Männlein jetzt auf die Sofamatratze nieder. Elefanten Tahsin bekümmerte sich nicht im geringsten darum, sondern aß gierig weiter, als wenn er aus vier Kipfeln zu je fünfundzwanzig Dirhem[1]) Gewicht vier Bissen machen wollte.

Nun hatte aber der fürchterliche Skandal im Zimmer die Diener aufgeweckt; ebenso waren sämtliche Insassen des Harems, in welchen sich die Meisterin Tscheschm Djelad mit Heulen und Wehklagen geflüchtet hatte, wach geworden, und es war nun alles, Männlein wie Weiblein, in das Selamlyq und in Nimmersatt Tahsins Zimmer zusammeugelaufen. Während der Effendi auf seiner Matratze ohne Unterlaß auf Tahsin losschimpfte, war dieser vollauf damit beschäftigt, die Reisbrocken zusammenzulesen, nachdem er in der Hauptsache mit den auf den Teppich geschütteten Speisen aufgeräumt hatte.

Als Neschathi Effendi die Herbeigeströmten erblickte, befahl er den Weibern: „Tötet sie! diese Metze Tscheschm

[1]) Ein Dirhem = 3,21 Gramm; also ein Kipfel = 80,25 Gramm. Anm. d. Übers.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt

Djelad! Schmeißt sie zur Thür hinaus! Nein, nein, werft sie in den Brunnen! Nicht doch, nicht doch! Haut sie, brecht ihr die Knochen im Leibe entzwei!"; den Dienern aber schrie er zu: „Packt diesen Frechling! Haut ihn, haut ihn! Schmeißt ihn auf die Straße!" Bei der großen Aufregung, die hierbei zu tage trat, hielten es die Diener und Dienerinnen aber vor allen Dingen für nötig, ihrem Herrn selbst zu Hilfe zu kommen, faßten ihn daher respektvoll unter den Arm und brachten ihn in den Harem. Und da sämtliche Sklavinnen dort zurückblieben, so kehrten nur die Sklaven und Diener in das Selamlyq zurück.

Alle anderen, außer Mehmed Agha, bestürmten bald Tahsin, bald sich gegenseitig mit den Fragen: „Um Gotteswillen, mein Lieber, was ist denn los? Wo kommt denn dieses Frühstücksservice her? Wo dieser Krawall, dieses Trappen?" Niemand jedoch war da, der nur eine dieser Fragen beantwortet hätte.

Tahsin aber stand mit den Worten: „Mag los gewesen sein, was will, die Hacke verlor ihren Stiel!" in aller Seelenruhe auf, ging in die Bedürfnisanstalt zum Wasserhahn, wusch sich gemächlich seine Hände und sagte, als er wieder ins Zimmer kam, zum Diener Serkiz gewendet: „Was los gewesen sein soll? Sr. Gnaden Tahsin haben Ihre Mahlzeit zu halten geruht, das ist die ganze Geschichte. Mach', daß du fortkommst und mir einen schönen, recht schaumigen schwarzen Kaffee kochst, auf daß ich den trinke, und es mir wohl gehe!"

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Mehmed Agha war erst vor Ärger bis an die Nasenspitze kreideweiß geworden, dann aber lachte er verstohlen in seinen Schnurrbart hinein. In einer Winternacht um sechseinhalb Uhr einen Mann wie Tahsin Agha zur Thür hinauszuwerfen, daß hätte Mehmed Agha im ganzen Leben nicht fertig gebracht, und so wurde dem armen Tahsin sogleich ein Ruhelager zurechtgemacht, und er hineingebettet. Am nächsten Morgen, als der Effendi noch im Harem weilte, verließ dann Tahsin den Palast auf Nimmerwiedersehen.

Am Tage darauf war Neschathi Effendi unwohl, und wenn auch seine Freunde Oberdoktor Dewaii Effendi, Anber Mulla und Schukur-sadé Boten schickten, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, so war es doch ihr eigentlicher Zweck, zu erfahren, wie Tahsin Agha die vergangene Nacht zugebracht habe.

Und als sie durch die Mitteilungen Mehmed Aghas über den näheren Sachverhalt aufgeklärt worden waren, da haben sie mehr über Neschathi Effendi, als über Tahsin gespottet.

So wird bisweilen jemand, der anderen einen Schabernack spielt, selbst der Welt zum Gespött. Und wenn einem solchen Scherze nicht Vernunft und weise Selbstbeschränkung innewohnen, dann entspinnen sich daraus gar mancherlei Fährlichkeiten. Es war nur gut, daß der Schaden, der Nimmersatt Tahsin aus dem gegen ihn geplanten Scherze erwuchs, nicht gar so erschrecklich groß war, was einesteils dem reiferen Alter der Meisterin Tscheschm Djelad, andernteils dem Um-

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

stande zugeschrieben werden mußte, daß Nimmersatt Tahsin im Grunde genommen ein harmloser Schmarotzer war. Andernfalls, wenn Meisterin Tscheschm Djelad jung und Elefanten Tahsin ein unverschämter Bursche gewesen wäre, würde Neschathi Effendi als ein Mann, der seinem anständigen Namen und seiner Würde nichts vergeben durfte, über diese Schmach nicht hinweggekommen sein, und es hätte höchst wahrscheinlich Mord und Todschlag gegeben. So aber betrachteten seine Freunde diese Angelegenheit lediglich nach ihrer lächerlichen und ergötzlichen Seite hin und durchaus nicht als eine solche, deren man sich irgendwie zu schämen habe. Ja, sie rechneten sie sogar Neschathi Effendi als einen seiner gelungensten Scherze an.

Diejenigen aber, welche es sich angewöhnt haben, Schabernack zu treiben, bitten wir inständigst, daß sie dem Laster solch unlöblicher Gepflogenheiten hinfort nicht mehr fröhnen mögen!

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

# Die Ehe.

Erzählung von Ahmed Midhat.

Konstantinopel 1305 (1887 europ. Stils).

---

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Da Sabireh Hanum keinen Gefallen daran fand, an einem Hochzeitsfeste teilzunehmen, so ließ sie regelmäßig bei jeder Einladung zu einem solchen ihr Ausbleiben entschuldigen und erklärte wohl auch denen gegenüber, die ihrem Geheimnisse auf den Grund kommen wollten: „Ich mag eben nicht, und ich kann selbst nicht sagen, warum.“

Sie war, wie es hieß, eine alleinstehende Witwe, die, in allerlei weiblichen Handarbeiten, wie im Nähen, Kanevassticken, Beutel- und Strumpfstricken, Spitzenhäkeln, ungewöhnlich geschickt, mit diesen Künsten ihr Brot verdiente und niemandes Hilfe beanspruchte. Sie erteilte nämlich an Mädchen ihres Ortes Unterricht in ihren Kunstfertigkeiten.

Das Sonderbare an der Sache war nur, daß sie, wenn sie mit ihren Schülerinnen über Tag oder auch manchmal des Nachts bei der Arbeit saß, und das Plaudern an die Reihe kam, zu sagen pflegte: „Mädchen, wenn es möglich ist, hütet euch vor dem Heiraten! Wohl ist es wahr, daß alles in der Welt sich um das Heiraten dreht, ja daß dieses die Achse der Weltordnung ist; auch kann ich nicht in Abrede stellen, daß es unter

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Umständen das größte Glück auf Erden ist. Was aber dann, wenn, wie so oft, ein für ein gefühlvolles Herz unerträgliches Unheil daraus entsteht? Zumal in unseren Landen, wo die Ehen nur nach den Ansichten und Wünschen der Eltern geschlossen werden und deshalb viel öfter Unheil und Qualen, als Segen mit sich bringen! Wenn dann ihre Schülerinnen um eine eingehendere Begründung ihrer Ratschläge baten, so pflegte sie zu erwidern: „Ich kann euch nur so viel sagen; den tieferen Grund dafür euch anzugeben, widerstrebt mir!“

Eines Tages stand eine ihrer Schülerinnen vor ihrer Verehelichung und lud sie als ihre Lehrerin zu ihrer Hochzeit ein. Ihre, wie gewöhnlich, vorgebrachten Entschuldigungen wurden nicht angenommen, und, als sie auf diesen bestand, ward sie noch einmal inständigst um ihre Teilnahme gebeten; ja schließlich kam sogar ihre Schülerin, die zukünftige junge Frau, persönlich zu ihr ins Haus und versuchte ihren Sinn mit rührenden Klagen zu erweichen: „Du solltest mir meine Mutter ersetzen und willst nicht einmal an meinem Hochzeitstage bei mir sein!? Wie ist das möglich?“ Mit dergleichen Bitten setzte sie ihr beharrlich zu. Wohl weigerte sich die Hanum und entgegnete: „Mein liebes Mädchen, es ist mir unmöglich, ich kann es nicht über mich gewinnen“; aber das Mädchen erklärte schließlich, daß sie sich nur zufrieden geben würde, wenn sie ihr mitteilte, warum sie es nicht über sich gewinnen könne, andernfalls würde sie unter allen Umständen sie zu ihrem Hochzeitsfeste nötigen. Dies war nun freilich

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

ein böses Dilemma. Auf der einen Seite ein Mädchen, das sich verehelichen wollte, auf der anderen Sabireh Hanum selbst, die in Erwägung ziehen mußte, daß sie im Falle der Begründung ihrer Abneigung gegen die Teilnahme an der Hochzeit Dinge vorzubringen hatte, die möglicherweise dem jungen Mädchen das Heiraten verleiden würden. Aber mit all ihren Bedenklichkeiten konnte sie die Bittstellerin nicht von ihrem Entschlusse abbringen, und so erzählte sie ihr endlich die Entwickelungsgeschichte ihrer Antipathie in folgendem:

„Mein liebes Mädchen! Ich wurde unter günstigen äußeren Umständen als die Tochter eines zu den Vornehmen zählenden Mannes geboren. Der liebe Gott hatte mir so viel Intelligenz und Auffassungsvermögen verliehen, daß ich alles, was ich nur sah, nachzuahmen imstande war, und alles, was ich hörte, sofort auswendig wußte. Auch die Handfertigkeiten, die mir jetzt meinen Unterhalt gewähren, habe ich damals, ohne von irgend jemandem darin unterrichtet zu werden, ganz von allein erlernt.

Nun, das gehört am Ende nicht zur Sache. Ich mochte dreizehn oder vierzehn Jahre alt sein, da zog in das stattliche Haus unserem Palaste gegenüber ein höherer Offizier ein, nach meiner Schätzung ein Oberst. So viel war sicher, es hatte jenes ein Mann angekauft, welcher einen Sohn, Namens Mazlûm, besaß. Dieser mochte wohl kaum über die Zwanzig hinaus sein, in Bezug auf Kenntnisse und Fähigkeiten aber nicht nur



Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

seinesgleichen, sondern auch manchen fünfzigjährigen Professor überragen.

Mazlûm Beg[1]) hatte nicht, wie sein Vater, den Soldatenberuf ergriffen, sondern es vorgezogen, um das Streitroß seiner Feder gehörig tummeln zu können, auf den weiten Plan der Journalistik zu treten, wo er nun hart mit der Aufgabe kämpfte, seine Gedanken, die eine ganze Welt umspannten, wiederum einer ganzen Welt in Fleisch und Blut überzuführen.

Meinem Zimmer gerade gegenüber waren im zweiten Stock die Fenster des Selamlyqzimmers, welches Mazlûm Beg für sich bewohnte. Es war, wie ich ganz deutlich sehen konnte, allenthalben, selbst an der Thür, nur nicht an den Fenstern, mit Büchern ausgestattet, die, acht- bis neunhundert Bände an der Zahl, in Reih' und Glied auf übereinander angebrachten Borden standen.

Dieses Zimmer betrat außer ihm nur eine ungefähr fünfzehn- bis sechzehnjährige, sehr schöne und sittsame Dienerin Mazlûm Begs, mit Namen Melek Sima[2]), und sie hatte, wie ich hörte, keine anderen häuslichen Obliegenheiten, als, die nach der nächtlichen Lektüre Mazlûm Begs in Unordnung geratenen Bücher fein säuberlich wieder an ihren Platz zu stellen, sowie auf dem an einer Stelle des Zimmers befindlichen Piano ihrem Herrn, so oft er es befahl, eine von ihm gewünschte Weise vorzuspielen. Nun habe ich ja gesagt, daß diese Dienerin wie an Schönheit, so auch an

[1]) Sprich: Behj.

[2]) „Engel an Angesicht." Anm. d. Übers.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt

Benehmen sehr anziehend war; doch konnte sie mit Mazlûm Beg in keinerlei Weise einen Vergleich aushalten. Und wenn selbst ein professioneller Übertreiber behauptet hätte, daß es in der ganzen Welt keinen schöneren Mann gäbe, als Mazlûm Beg, er würde unbeschadet seiner Profession keine Übertreibung damit begangen haben. Nun, man weiß ja, wie Backfische sind. Wohl fing ich an, mein Beobachtungsvermögen zu konzentrieren und die Welt um mich herum zu erkennen, aber bei alledem hatte ich noch nie ein männliches Gesicht beachtet, und es war Mazlûm Beg die erste männliche Person, deren Anblick einen tieferen Eindruck auf mich machte. Wenn er des Abends nach Hause kam, ging auch ich auf mein Zimmer, und nichts brachte mich dann vom Fenster, nichts meine Augen vom Inneren seines Zimmers ab. Es drängte mich zu sehen, was er da trieb. Aber ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, daß sich in den Gepflogenheiten des Begs vom ersten bis zum letzten Abend irgend eine Abweichung vom Einerlei gezeigt hätte. Immer war der Verlauf so, daß der Beg noch vor dem Gebetsruf mit einem Bündel Zeitungen in der Hand nach Hause kam, bis zum Gebetsrufe bei seinen Eltern verweilte und mit dem Gebetsrufe auf sein Zimmer ging, wo Melek Sima bereits bei Tage ein etwa apfelgroßes Fläschchen nebst sonstigem Zubehör[1]) auf dem Tische

[1]) Unzweifelhaft ein (nur für türkische Freigeister annehmbares) Fläschchen mit Schnaps und etwas Kaviar oder dergleichen. Anm. d. Übers.



Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt

zurechtgestellt hatte. Hiernach streckte er sich auf das in einer Ecke des Zimmers stehende Kanapee, während Melek Sima im Bedürfnisfalle ihm die Platte hinbrachte. Wenn dann der Beg getrunken hatte, trug sie das Geschirr wieder an seinen Platz und setzte sich auf einen Lehnstuhl ganz nahe zu ihm hin. In dieser ganzen Zeit aber war er mit der Lektüre seiner Zeitungen beschäftigt und würdigte das so reizende Gesicht seiner Dienerin nicht eines Blickes. Dieser Zustand währte ungefähr bis ein Uhr, jetzt erhob sich Melek Sima auf den Befehl des Begs, deckte auf die Tafel ein schneeweißes Tischtuch und machte ein kleines Souper für zwei Personen zurecht. Dann kam eine eigens für die Dauer der Mahlzeit bestimmte schwarze Dienerin herein und trug ein Mahl von zwei, höchstens drei Gängen auf. Der Beg und Melek Sima setzten sich zusammen an den Tisch und verspeisten es. Hierauf zündete sich der Beg eine Cigarette an, während Melek Sima seinen Kaffee brachte und sogleich sich ans Piano setzte, um dem Beg die melancholischen Melodien vorzuspielen, die er befahl.

Um zwei Uhr fand der musikalische Vortrag seinen Schluß, und der Beg wandte sich seiner Lektüre und den schriftlichen Arbeiten zu, mit welch' letzteren er bis fünf, sechs oder sogar sieben Uhr beschäftigt blieb, worauf er endlich sich zum Schlafen in ein anderes Gemach im Inneren des Hauses begab.

Bis dahin hatte ich keinen Augenblick daran ge-

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

zweifelt, daß diese Dienerin Zimmermädchen[1]) wäre, und ich weiß nicht, war es von dem vielen Hinüberschauen, oder wovon sonst, kurz, nachdem mein Herz einmal angefangen hatte, für den Beg einfach lichterloh zu brennen, war es ebenso einfach, daß es auf die Dienerin eifersüchtig zu werden begann. Alles dies war freilich sehr kindisch. Aber was hilft es? Junge Mädchen sind einmal nicht anders, und man darf sich darüber nicht wundern. Das Sonderbare an der Sache war vielmehr, daß ich manchmal nachts, wenn der Beg in sein Zimmer, und ich ins Bett gegangen war, mich über dem Wunsche ertappte, selbst des Glückes teilhaftig zu werden, welches jene Dienerin durch die Gesellschaft eines so vortrefflichen Mannes, wie Mazlûm Begs, genoß, und in meinen phantastischen Gedanken dachte: „Ach, wärest du doch eine Dienerin geworden, gewiß würde dich Mazlûm Beg dann zu sich genommen haben!"

Später aber erfuhr ich, daß die Sache sich ganz anders verhielt, als ich sie mir vorgestellt hatte, daß nämlich die Dienerin nicht Zimmermädchen war, sondern daß sie, gemeinschaftlich mit Mazlûm Beg aufgewachsen, von ihm gleich einer Schwester geliebt wurde. Ich freilich hätte, wenn ich seine Dienerin gewesen wäre, ihn nicht gleich einem Bruder geliebt. Nein, wie meinen Herzallerliebsten hätte ich ihn geliebt.

---

[1]) Türkisch Odalyq, dessen Bedeutung an dieser Stelle aus unserem von diesem Worte abstammenden „Odaliske" sich ergeben wird. Anm. d. Übers.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt

Je länger, je mehr schienen mir meine Phantastereien eine erreichbare Wirklichkeit zu gewinnen. Ich und mein Fenster, wir wurden unzertrennlich, und oft war in Winternächten die siebente Stunde vorüber, doch immer noch saß der Beg beim Schreiben und immer noch ich bei der Fensterschau.

Ach! Wollte Gott, daß alles dieses nicht geschehen wäre, daß nicht gerade diese Familie diesen Palast zu eigen nahm, daß ich den Beg nie gesehen, nie geliebt hätte! Denn alles Leid, was mir widerfahren, hat er mir angethan!

Als Sabireh Hanum mit ihrer Erzählung so weit gekommen war, standen ihr die Thränen in den Augen; und als sie gar aus einem Ledertäschchen, das sie bei sich trug, etwas wie einen Briefumschlag aus schwarzem Atlas herausholte und mit Küssen bedeckte, begann sie laut aufzuschluchzen. Das junge Mädchen, das ihr zuhörte und sich nicht erklären konnte, was über sie gekommen war, fragte sie: „Aber, Sabireh Hanum, was soll das bedeuten?“ worauf diese erwiderte: „Mein liebes Mädchen! Du hast nun einmal meinen Kummer wieder erweckt, nun mußt du dir auch diesen Zustand gefallen lassen.“ Darnach fuhr sie in ihrer Erzählung fort:

„Um es kurz zu machen, zwei volle Jahre trieb ich es so mit meiner Fensterschau. Dabei kam es schließlich so weit mit mir, daß nicht Luft, nicht Lust für mich existierte, wenn sie nicht von Mazlûm Beg ausging, und daß ich mehrere Male auf dem Sprunge

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

stand, dem Beg vom Fenster aus das Geheimnis meines Herzens zu offenbaren und um seine Gegenliebe zu flehen. Aber ich scheute mich davor, daß er, der ein so sittsamer, keuscher und würdevoller Mann war, mein Flehen nicht erhören, und ich dann wohl gar den Saum des Ehrenkleides meiner Jungfräulichkeit beschmutzen möchte.

Diese Erwägung hielt mich davon ab, meiner leidenschaftlichen Erregung nachzugeben.

Eines Abends ging ich, wie gewohnt, um das Treiben des Begs zu beobachten, in mein Zimmer, an mein Fenster. Ich schaute hinüber — im Zimmer war niemand! Ich wurde unruhig; ja, ich war förmlich niedergeschlagen wegen dieser ungewohnten Erscheinung. Indessen, ich weiß nicht, wie es kam, erwachte meine Neugierde. Bis zum Nachtgebetsruf wartete ich — von Beg und von Melek Sima nicht das geringste Anzeichen! Da bemerkte ich, daß in einem Zimmer des dritten Stocks ganz gegen alle Gewohnheit eine Kerze angezündet war, und hörte, wie sich verschiedene Personen in großer Aufregung laut mit einander unterhielten. Sofort stieg die Vermutung in mir auf, daß auch der Beg sich dort befände. Ich eilte deshalb in den Oberstock unseres Hauses und begann aus einem Korridorfenster in das gegenüberliegende Zimmer, in dem sich jene befanden, zu schauen. Und wirklich, der Beg war darin. Sein Vater, seine Mutter und zwei weitere Damen waren im Gespräch mit einander. Ihrer Unterhaltung gespannt lauschend, hörte

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

ich den Beg sagen: „Nein, meine Herrschaften, es kann nicht sein, es ist mir noch zu früh," und darauf die Mutter in entschiedenem Tone entgegnen: „Da sei Gott für! Soll ich dich soweit erzogen haben und nicht einmal deine Hochzeit erleben? Bei Gott im Himmel, dann sei unverziehen der Raub an meinem Mutterrecht, dann sei verflucht die Milch, die meine Brust dir gespendet!" Sein Vater aber war im höchsten Grade zornig und in einer so starken Aufregung, daß er weder stehen noch sitzen konnte, nicht mehr wußte, was er sprach, und daß sein Ohr gar nicht mehr hörte, was aus seinem Munde ging.

Aus der ganzen Art der Unterhaltung entnahm ich, daß es sich um die Verheiratung des Mazlûm Beg handelte, daß aber der Beg seine Einwilligung nicht gab. Bei dieser Entdeckung schoß es mir durch das Herz wie ein siedendheißer Strom. Meine Gedanken verwirrten sich; doch schließlich empfand ich mehr Mitleid mit dem Beg als mit mir selbst. Ich rechnete nämlich so: Der Beg hätte allerdings bei seinen vierundzwanzig Jahren nicht behaupten dürfen, daß er für die Ehe noch nicht geschickt sei, und er hegte am Ende auch den Wunsch, ein wohlbestallter Familienvater zu werden, die Freuden der nun einmal in dieser Welt für ein großes Glück gehaltenen Ehe zu kosten; demnach, sagte ich mir, muß er doch für seine Weigerung in diesem Falle seine besonderen Gründe haben. Daraus folgerte ich weiter, daß der Sohn mit der von seinen Eltern getroffenen Wahl nicht einverstanden sei.

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Wie kann ich wiedergeben, was in diesen Stunden mir Kopf und Herz durchstürmte! Heute freilich schäme ich mich dessen, und mein Herz blutet von frischem, da doch das, was ich damals für ein großes Glück hielt, später in großes Unheil umgeschlagen ist. Nur soviel kann ich berichten, daß zwei Tage nachher meine Erzieherin zu mir kam und meldete: „Fräulein, es sind Brautschaudamen da, und Ihre Mutter läßt Ihnen sagen, Sie möchten sich sogleich in Gala werfen und herunterkommen," und daß ich bei dieser Meldung am liebsten mir das Leben genommen hätte. Schon wollte ich entgegnen: „Ich heirate nicht, es ist mir zu früh dazu;" als aber meine Erzieherin, die sich in ihrem Redestrom nicht unterbrechen ließ, mir verkündete, daß die eine der herbeigekommenen Brautschaudamen Mazlûm Begs Mutter sei, hätte wenig gefehlt, daß ich vor überwallendem Entzücken meinen Verstand verloren hätte.

Unverzüglich erhob ich mich, kleidete mich an und ging zu den Brautschaudamen hinab. Dann reichte ich ihnen den Kaffee, welche meine Erzieherin inzwischen gekocht hatte. Und als dabei Mazlûm Begs Mutter mit einem feinen Lächeln zu mir sagte: „Wir sehen alle Tage unser liebes Fräulein. Möge Gott es schicken, daß wir ihr künftighin so gefallen mögen, wie sie selbst uns gefallen hat!", da floh ich, puterrot vor Scham, augenblicklich aus dem Zimmer.

Ein Tag, eine Nacht, auch der nächste Tag verging bis zum Abend, wo meine Eltern mich in ihr Zimmer

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

riefen, Mazlûm Begs Lob erst in allen Tonarten sangen und dann mich gerade heraus um meine Meinung frugen. Zwar sagte ich es ihnen nicht ausdrücklich, wie ungemein ich mit dem Handel einverstanden sei, wohl aber mochte dies ihnen das freudige Aufleuchten meines Antlitzes verraten. In meiner schämigen Verwirrung brachte ich einzig und allein die Worte heraus: „Wie Sie es für gut befinden," und eilte auf mein Zimmer.

Darauf wurde die Verlobung festgesetzt, der Ehekontrakt unterzeichnet und die Hochzeit fand statt. Du kennst ja die sonderbaren Sitten unserer Tage. Da Mazlûm Beg künftighin bei seinen Schwiegereltern wohnen sollte[1]), so hatte der Vater des Bräutigams den Hochzeitszug zu veranstalten, und mein Vater war neugierig, wie dieser ausfallen würde. Nun, er wurde großartig; denn vierzig bis fünfzig Wagen fuhren auf und sorgten dafür, daß wir dem Publikum gehörig gezeigt wurden. Unerwartet schnell erreichte der Zug unser Haus, doch, als ich hier Mazlûm Beg am Eingange des Thores stehen sah, wurde mir ganz sterbensbang zu Mute, und ein Zittern überlief meinen Körper. Der Beg hob mich mit aschfahlem Gesicht ganz mechanisch aus dem Wagen, geleitete mich nach oben und hieß mich in einer Ecke niedersitzen. Hierauf ging er hinaus.

---

[1]) Der Türke sieht dieses Verhältnis schon im Ehekontrakt vor und nennt den betreffenden jungen Ehemann îtsch gyveï, wörtlich „Schwiegersohn des Inneren."

Anm. d. Übers.

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Als er weg war, kamen die, welche die Braut sehen wollten, tausend auf einen Heller.

Wozu soll ich erst all' die Einzelheiten des Hochzeitsfestes aufzählen? Laß mich lieber gleich zu unsern weiterhin erlebten Abenteuern übergehen. Es wurde Abend. Der Bräutigam kam und verrichtete sein Gebet. Auch die Ehrendame[1]) war zur Stelle, legte unsere Hände ineinander und entfernte sich. Wo aber war nun der schöne Brauch, nach dem der Jungvermählte sich bemüht, seiner jungen Frau ein Geständnis zu entreißen, er ihr Zuckerwerk darreicht und Koseworte zuflüstert? Ach nein, ach nein! Von alledem gab es nichts bei meinem Beg. Wenn es nach mir gegangen wäre, würde ich am liebsten dem Beg, der meines Lebens Luft und Lust war, um den Hals gefallen sein. Aber es ist etwas Geheimnisvolles um junges Eheglück. Geduld und Langmut muß man dabei haben. Inzwischen verging eine Stunde, ohne daß ein einziges Wort von den Lippen des Begs gekommen wäre. In einer Ecke zusammengekauert saß er da. Später, als ich schärfer in sein Gesicht sah, bemerkte ich, daß er verstohlen weinte. Ich geriet gänzlich außer Fassung. Was sollte ich nun beginnen? Ihn nach der Ursache seiner Thränen zu fragen schämte ich mich. „Herr, mein Gott, habe du Erbarmen!" betete ich. Endlich wandte der Beg sein Gesicht mir

[1]) jengeh, zu welchem Posten gewöhnlich die Frau des Bruders oder des Onkels auserwählt wird.

Anm. d. Übers.

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

zu und sagte: „Mein Lämmchen, den ganzen Tag bis zum Abend hast du in dieser Kleidung dagesessen; auf deinem Kopfe allein trägst du fünf Oqa Gold, Silber und Geschmeide, das hat dich sicher müde gemacht. So stehe wenigstens auf, entkleide dich und suche die Ruhe!" Was war da zu machen? Ich erhob mich also und ging nach der Thür. Die Ehrendame kam mir entgegen. In einem Gemache im Innern kleidete ich mich aus, kam zurück und sah, wie der Beg, ebenfalls entkleidet, sich in einen Winkel zurückgezogen hatte, mit einem Buche in der Hand, welches er, Gott weiß wo, gefunden, und wie er darin las und las.

Beim Innewerden meines traurigen Loses wäre ich am liebsten in Thränen ausgebrochen. Aber ich konnte nicht weinen und schämte mich auch zu weinen. Ich begann meine Lage zu überdenken. Je mehr ich aber nachdachte, desto aufgeregter wurde ich, und je mehr meine Aufregung wuchs, um so mehr mußte ich nachdenken. Ich geriet dadurch in einen Zustand, daß ich nahe daran war, mich zu vermessen, den Beg um Aufklärung zu ersuchen. Durfte das aber sein? Eine junge Frau ist hilflos. So fing ich an, still in mich hinein zu weinen, und suchte mir dabei Rechenschaft über den Stand der Dinge zu geben. Ich sagte mir: „Er liebt mich noch nicht, noch hat er mich bisher geliebt." Wenn aber ein junger Mann einmal liebt wie mächtig ist dann seine Liebe! In dieser Nacht trifft er das erste Mal mit mir zusammen. Die Liebe gehört nicht zu denjenigen Sorten Birnen, welche einem

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

gleich in den Mund fallen. Er hat eben nicht heiraten wollen. Ich kann nicht behaupten, daß er überhaupt nicht hat heiraten wollen, aber jedenfalls hat er mich nicht zur Frau haben mögen. Seine Eltern haben ihn also gegen seinen Willen verheiratet; sie meinten, sich ihr Naturrecht nicht schmälern lassen zu dürfen. Was sollte und konnte der Arme thun? Nun, er hat eben den Willen seiner Eltern erfüllt. (Möge Gott es ihnen vergelten, daß sie ihres Kindes Sinn und auch meine Seele so gequält haben. Ist eine Vermählung unter solchen Umständen statthaft, was wäre dann nicht alles statthaft? Wäre es daher nicht viel besser, wenn man den Kindern etwas mehr Freiheit ließe?) Ich freilich konnte den Beg liebhaben, da ich ihn seit zwei Jahren gesehen und in seinem Treiben beobachtet hatte. Wie aber sollte er mich liebhaben können, der mich heute zum ersten Male sah? Aber nur Mut! Vielleicht führt Gott noch alles zu einem guten Ende, vielleicht wird sich mein Leben noch glücklich gestalten.

So grübelte ich in meiner Ecke, und so las der Beg in der seinigen, bis die siebente Stunde herbeikam. Noch immer rührte sich kein Laut! Auf einmal bemerkte ich, daß der Beg in tiefen Schlummer versunken war. Ich hustete ein-, zweimal, ich that dies und das, er rührte und regte sich nicht. Ich stand auf und ging zu ihm hin und bemerkte bei schärferem Hinsehen, wie Tropfen um Tropfen bittere Zähren von seinen Wangen rannen und bereits Kragen und Einsatz seines Hemdes ganz durchfeuchtet hatten. Ich rief ihn an: „Beg, hier

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

werden Sie keine Ruhe finden, wollen Sie nicht aufstehen und sich auf Ihren Platz schlafen legen?" Er wachte auf und legte sich mit den Worten: „Sehr wohl, mein Lämmchen!" auf seinen Platz. Ich setzte mich ganz dicht neben ihn, mich geflissentlich nicht niederlegend, in der Erwartung, daß er vielleicht einige weitere Worte sprechen würde. Vergebens! Während ich ihm ins Gesicht schaute, verfiel er, wo er lag, wiederum in Schlaf.

O, welche Lage! O, welche Nacht! Immerdar wird sie vor meinen Augen stehen! Dreimal Wehe über den unglücklichen Mazlûm! Wie aufgeregt mußte er doch sein! Er wollte im Traume reden, doch schien sein Herz viel zu friedlos, als daß er fest einschlafen und ruhig hätte träumen können. Kaum hatte er ein, zwei Worte gesprochen, so fuhr er zusammen, erwachte, zwinkerte nach meinem Gesicht mit den Augen und schloß sie wieder, um, wie mich deuchte, wieder einzuschlummern. Was blieb mir übrig? Ich begann zu weinen. Wie sollte ich mir diesen trostlosen Zustand deuten? Ich wurde ganz irre. „Ist dies das Werk einer Behexung? Nein, so dumm bin ich nicht, um an Hexerei zu glauben! Was ist es dann? Offenbar ja ist er erzürnt auf seine Eltern. Darf er aber dies mir entgelten lassen? Und wenn dieser Mann noch so berühmt ist wegen seiner Kenntnisse, darf er, der doch keinen Makel an mir kennt, deshalb gegen mich so grausam sein? Findet er denn gar keinen Gefallen an mir? Daran aber darf ich gar nicht denken, sonst wird

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

mir's noch weher ums Herz. Was kann ich weiter thun? So will ich mich wenigstens an seinem Gesichte satt sehen."

Das that ich denn eine Weile lang. Schließlich aber legte ich mein Haupt näher an das seine und streckte mich leise neben ihn hin. Nicht wollte ich ihn in seiner Ruhe stören; denn ich fühlte Mitleid mit ihm. „War er nicht kopfüber in das Elend gestürzt? Wohl kaum würde er, hätte er nicht einen großen Kummer in sich geborgen, in dieser Weise geruht haben. Er selbst ein Jüngling, an seiner Seite ein junges Mädchen, in dessen Gesicht er, und wenn er halb blind war, die Zeichen der Liebesleidenschaft erkennen mußte, dessen Herz, voll sehnsüchtigem Verlangen nach ihm, seinem Herzen, auch wenn er jene Zeichen nicht zu deuten verstanden hatte, mit seinen Schlägen eine inbrünstige Neigung verraten mußte! Nein, es konnte nur ein großer Kummer in dem Armen sein, daß er so zu handeln vermochte. Er würde sonst doch wenigstens zwei Worte mit mir gewechselt haben." Über all diesen tausend Grübeleien schlief ich ein. Plötzlich merkte ich, wie mich jemand weckte. Ich schlug die Augen auf und hörte Mazlûm Beg zu mir sagen: „Steh auf, mein Lämmchen! Es ist Morgen. Alle Welt ist schon aufgestanden!" Ich kann nicht beschreiben, wie glücklich mich diese wenigen Worte machten. Nicht Worte waren es für mich, nein, Balsam für mein wundes Herz. Ich erhob mich, der Beg trank seinen Kaffee und ging hinaus. Ich meinte, er ginge, seinen

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Schwiegereltern die Hand zu küssen. Indessen wußte bis zum Abend kein Mensch, wohin er gegangen war.

Ich weiß nicht, ob es mir meine Mutter an den Augen anmerkte, daß ich die ganze Nacht geweint hatte; wenigstens frug sie mich am Morgen: „Meine liebe Tochter, dein Gesicht und deine Augen sehen ganz verändert aus. Wie kommt das? Hast du nicht ausgeschlafen? Wie hast du diese Nacht zugebracht?“ Ich wollte ihr nicht reinen Wein über meine Lage einschenken und suchte sie daher mit Ausflüchten zu täuschen. Und in der That drang sie auch nicht weiter mit Fragen in mich, sondern geriet, wie es mich deuchte, auf andere Gedanken und wollte, von dieser falschen Voraussetzung aus, mich nicht in Verlegenheit setzen. Die Uhr war neun, sie war zehn, elf, elfeinhalb, es wurde Abend — kein Beg! Endlich, mit dem Gebetsrufe kam er. Ganz, wie es seine alte Gewohnheit war, hatte er ein Bündel Zeitungen in der Hand und begab sich direkt auf mein Zimmer. Meine Mutter, die bereits vorher von den Gepflogenheiten des Begs unterrichtet worden war, hatte eine ganz kleine Appetitsplatte für ihn zurecht gemacht und mir übergeben. Nachdem er die Oberkleider abgelegt hatte, bot ich ihm jene dar. „Schön, mein Augapfel, mein Lämmchen!“ sagte er, und ich war über diese seine Worte unbeschreiblich erfreut. Zumal, daß er den Kosenamen „Lämmchen“ gebraucht hatte, erweckte in meinem Herzen große Hoffnung. Ich brachte ein volles Glas, und er trank es aus. Dann setzte ich die Platte auf den Tisch

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

und mich selbst neben ihn. Er las Zeitungen, ich schaute ihm ins Gesicht. Er machte Miene aufzustehen, um sich ein zweites Gläschen zu holen, ich kam ihm zuvor und brachte es ihm. Bis um ein Uhr hatte er seine Zeitungen ausgelesen. In dieser ganzen Zeit fiel kein Wort. Dann kam ein Augenblick, wo er mir ins Gesicht sah. Ich aber wollte ihm um alles in der Welt nicht merken lassen, wie sehr mich sowohl sein Betragen in der gestrigen Nacht, wie auch seine Schweigsamkeit von heute Abend enttäuscht hatten, und zwang mich, eine freundliche Miene stetig zur Schau zu tragen. In Wirklichkeit floß ja mein Herz von Wehleid über. Aber was half es? Geduldiges Abwarten war nicht nur eine Notwendigkeit, nein, eine heilige Pflicht für mich.

Endlich — es war ein Uhr geworden — kam meine Erzieherin herein und frug: „Mein Beg, wünschen Sie hier mit Ihrer Gemahlin zu speisen oder mit dem alten Herrn?“ Der Beg sah mich an. „Sie haben zu bestimmen,“ sagte ich, „sie richtet es aus, wie Sie befehlen werden.“ Lange dachte er nach. „Er würde mit dem Schwiegervater speisen,“ entschied er dann. Auch darüber freute ich mich, über alles freute ich mich. Und war es denn anders möglich? Mußte sich nicht ein Mädchen freuen, einen Engel, wie Mazlûm Beg, gewonnen zu haben? Aber was nützt das alles? Diejenigen, die all dies verschuldet hatten, möge Gott mit Blindheit schlagen! Der Beg hatte eben ein Geheimnis, was sich nicht nur nicht ergründen ließ, nein, dem gegen-



Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt

über auch ein geduldiges Abwarten keinen Erfolg versprechen konnte. Auf die Erklärung des Begs, daß er mit meinem Vater speisen werde, erwiderte meine Erzieherin: „Und wann befehlen Sie, mein Herr?“, worauf der Beg antwortete, daß er die Bestimmung der Zeit meinem Vater überlasse. Dabei aber wurde er dunkelrot im Gesicht; und war dies nicht ganz natürlich? Noch achtundvierzig Stunden vorher hatte er in seinem Zimmer mit Melek Sima in aller Freiheit gehaust nun aber sollte er nach meines Vaters Willen und Gebot seine Mahlzeit einnehmen. Sei dem, wie ihm wolle, es war nahe an eineinhalb Uhr, als wir uns erhoben und zur Tafel gingen. Ach, mein Vater wußte kaum, wie er Mazlûm Beg seine Befriedigung und seine Neigung beweisen sollte. Der Beg verriet mit keinem Funken das Feuer, das in seinem Herzen brannte, und befand sich den Umständen angemessen in ganz aufgeräumter Stimmung; denn im Grunde genommen war er meinem Vater außerordentlich zugethan. Nach der Tafel erhoben wir uns und gingen auf unser Zimmer. Der Beg zog aus seiner Tasche ein Blatt Papier nebst Bleistift und begann auf dem Tische zu schreiben. Sogleich erhob ich mich und holte ihm meines Vaters Schreibzeug herbei. Er war es zufrieden und sagte: „Ich danke dir, mein Lämmchen!“ Nach meiner Meinung war ich mit ihm noch vielmehr zufrieden. Aber wiederum gab es kein weiteres Wort der Unterhaltung zwischen uns. Um sechs Uhr stand der Beg auf und legte sich zu Bett. Für mich keine einladende

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Aufmunterung, Ich aber legte mich ohne alle und jede Aufmunterung ebenfalls nieder. Eine Zeit lang kam kein Schlaf in unsere Augen, weder beim Beg, noch bei mir. Er überlegte, ich überlegte. Ich hoffte vom Beg ein wenig Entgegenkommen. Aber was half das alles? Er schlief wie ein Engel, ich war wiederum auf Geduld und Stillesein angewiesen.

Eine Stunde lang schlief der Beg. Für mich war wieder die Stunde gekommen zu weinen, was ich auch that, ohne zu wissen, warum? Wenn ich mir sagte: „der Beg liebt dich nicht," so war das angebracht; denn in keinerlei Weise bewies er mir auch nur eine Spur von Liebe. Wenn ich aber im Gegenteil diesen Gedanken zurückwies, so war das auch wiederum angebracht, denn der Beg bezeugte mir auch keine Spur von Abneigung. Wenn ich aber zu dem Schlusse kam, daß der Beg verhext sein müsse, so gab sich mein Verstand damit nicht zufrieden. Denn, wie ich schon bemerkt habe, bin ich nicht so eselsdumm, an Zauberei und Verhexung zu glauben. Ich beschied mich endlich dahin, daß er in der vergangenen Nacht noch zu verschämt gewesen sein dürfte.

Aber, du lieber Himmel! Ein voller Monat ging vorüber, doch diese Schamhaftigkeit wich nicht von der Stelle. So lange der Beg bei mir war, vermochte ich es nicht über mich zu gewinnen, den Mund aufzuthun und ihn zu fragen, auf andere Weise aber konnte ich sein Geheimnis nicht enträtseln. Endlich eines Nachts — ich weiß nicht mehr wann, jedenfalls war es schon



Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

lange nach Mitternacht, wohl gegen den Morgen hin — hörte ich jemand neben mir murmeln. Ich wollte erst die Augen öffnen, ließ sie aber, als ich merkte, daß es der Beg war, der im Selbstgespräch mit sich zu Rate ging, um ungestört lauschen zu können, für alle Fälle geschlossen und that so, als läge ich im tiefsten Schlafe. Den Anfang seines Selbstgespräches hatte ich allerdings überhört, aber soviel konnte ich doch vernehmen: „Wenn es möglich ist, wird die Sache so ausgehen. Arme Sabireh, was auch immer Leidvolles hierbei geschehen ist, es ist dir widerfahren. Denn das Schlimmste, was mir geschehen konnte, das war bereits vor zwei, drei Jahren eingetreten. Was hätte mir weiter widerfahren können? Wo ich im Grunde genommen so lange schon ohne alle Hoffnung war, wie sollte ich nun erst noch der Verzweiflung verfallen? Was ist da weiter zu thun? Du Ärmste, hadere du mit deinem Geschick, wie ich mit dem meinigen hadern muß. Und kann es anders sein? Warum ist denn in unserem Lande nicht so viel persönliche Freiheit zugestanden worden, daß jeder Mann das Mädchen seiner Wahl und jedes Mädchen den Mann seiner Wahl heiraten kann?“

Kaum waren ihm diese Worte entflohen, so war auch meine Zurückhaltung zu Ende, mein passives Verhalten vorbei. War er ja auch einen vollen Monat mir angetraut, und ich ein wenig kühner geworden. Dabei kam mir noch zu statten, daß der Faden meiner Geduld gerissen war, und so schlug ich denn meine

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Augen auf. Im Scheine der monderhellten Nacht saß der Beg aufrecht neben mir. Ohne Zögern warf ich mich ihm an den Hals und küßte ihn über beide Augen. Ich begann zu weinen und schluchzte: „Ich hadere nicht mit meinem Lose! Was hat es mir denn so schlimmes bescheert? Dich zu besitzen ist für mich die höchste Seligkeit, sie ist es noch bis zu diesem Augenblicke. Mag immerhin uns das Selbstbestimmungsrecht vorenthalten worden sein, ein gütiges Geschick hat es gewollt, daß ich den Mann meines Herzens gewann!“ Mit diesen Worten bedeckte ich von neuem seine Augen mit Küssen.

Jetzt brach auch der Beg in Thränen aus. Eine Weile weinten wir zusammen. Dann aber begann ich, entschlossen, die Sache, die durch mein Dazuthun einmal so weit gediehen war, ungescheut auch noch weiter zu fördern, ihn über unser gegenseitiges Verhältnis zu sondieren.

„Meine Seele, mein Beg, halte mich nicht für zudringlich, wenn ich dich frage. Aber meinem Verstand und meinem eindringendsten Denken ist es unmöglich, unsere Lage zu enträtseln. Ich bitte dich, was ist es nun?“

„Fragen Sie nicht, es ist besser.“

„Nein, mein Herr! Bitte verzeihen Sie — vielleicht ist es eine Einbildung von mir —, daß ich trotzdem frage! Sie lieben mich nicht!“

„Hören Sie auf, mein Lämmchen! Warum sollte ich Sie nicht lieben? Was haben Sie denn für eine Unvollkommenheit?“

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

„Ach nein, ach nein! Soeben habe ich Ihr Selbstgespräch belauscht, wenn auch nur zum Teil. Weil ich es aber nicht von Anfang an gehört hatte, habe ich es nicht vollständig begriffen. Ach, warum lieben Sie mich nicht! Ich, ich vergehe vor Sehnsucht nach Ihnen!"

„Bitte, meine Kleine, dringe nicht weiter in mich! Es ist genug, daß einer von uns einen Kummer zu tragen hat!"

„Nein, diesen Kummer will ich mit Ihnen gemeinschaftlich tragen! Bin ich nicht Ihr Weib? Bin ich nicht berufen dazu, mit Ihnen Leid, wie Freud' zu teilen?"

„Meine Liebe, Sie haben ja doch mein Selbstgespräch belauscht, so bestehen Sie nicht weiter darauf!"

„Und doch muß ich darauf bestehen, wenn ich auch eigentlich einen anderen Grund dafür habe. Kommen Sie, seien Sie nicht böse! Suchen wir ein Heilmittel für Ihren Kummer! Sie haben mich gegen Ihren Willen zur Frau genommen, indem Sie dem Drängen Ihres Vaters nachgaben. Sie lieben eine andere. Und weil dem so ist, so bin ich weit entfernt, Ihnen im Lichte stehen zu wollen. Aber auch mir selbst will ich nicht im Lichte stehen. Was müssen wir also thun? Da kommen uns die Satzungen unserer Religion zu Hilfe. Sie lehren, es sei Gottes Anordnung, bis zu vier Frauen zu nehmen. Ich für meine Person will gern zufrieden sein, wenn ich dir ins Gesicht schauen darf, und wenn du bei deiner Großmut und Herzens-

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

güte mir einen auch noch so geringen Huldbeweis schenken willst. Im übrigen thue, was dir gefällt!"

„Halt ein, willst du mich um den Verstand bringen? Lieber will ich sterben, als mich damit einverstanden erklären!"

„Mein Lieber, würden Sie sich denn damit versündigen?"

„Sünde oder nicht, das ist mir ganz gleich. Ist es nicht genug, daß ich Ihr armes Herz so quälen muß, und soll nun noch eine andere dazu heiraten? Ach, was Sie da vorschlagen, das hätte ich schon längst thun können."

Nach diesen Worten zerfloß er in Thränen und erstickte in Seufzern. Auf einmal sank er um auf meinen Schoß. Er war ohnmächtig. Meine Sinne vergingen mir gleichfalls, auch ich fiel in Ohnmacht. Endlich kam er wieder zu sich. Der Ärmste vergaß seinen eigenen Kummer und dachte nur an den meinigen. Er besprengte meine Augen mit Wasser, und ich kam zu mir. Bald war ich wieder bei vollem Bewußtsein. Er setzte mich aufrecht vor sich hin und sprach ernsthaft auf mich ein:

„Mein Lämmchen, nun siehst du, was du angerichtet hast. Wenn du so fortfährst, wirst du dir und mir nur noch mehr wehe thun. Habe Geduld! Niemand ist, der dich nicht lieb hätte. Meine Lage aber ist so verworren. Was soll die Welt dazu sagen, wenn sie jetzt schon, wo wir erst seit einem Monat Mann und Frau sind, Anklagen erheben kann? Sei vernünftig, mein Augapfel!"

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Nun hätten eigentlich diese Worte keine überzeugende Wirkung auf mich ausüben dürfen. Aber in Anbetracht meines erst einmonatlichen Ehestandes und in Anbetracht der geheimnisvollen Umstände des Begs war ich zufrieden, daß die Sache wenigstens so weit war. Immerhin kam in dieser ganzen Nacht kein Schlaf weder in seine, noch in meine Augen, und so wurde es Morgen.

Die Linie unseres Verhaltens war ja nun klar vorgeschrieben. Kein Mensch durfte erfahren, wie es um uns stand. Wer weiß sonst, was meine Mutter in ihrer Aufregung begonnen hätte. Sie hätte ihren Schwiegersohn für verhext gehalten. Ärzte, Professoren wären herbeigerufen worden, tausend auf einen Heller. Aber bei ihrem Schwiegersohne hätte all' das nichts gefruchtet, wäre alle Behandlung umsonst gewesen. Für mich aber gab es fortan kein anderes Herzensinteresse, als den Kummer des Begs zu ergründen. Wohl sah ich ein, daß er mir niemals Gatte sein würde, und doch wollte ich mir dies nicht eingestehen. Wenn man auch aus dem Selbstgespräche jener Nacht entnehmen konnte, daß er eine andere liebte, so hatte er dies doch nicht unzweideutig verraten. Er hatte eben nur in manchen Nächten mich schlafend gewähnt und, da er so gewissermaßen das Feld frei fand, sich nicht die Gelegenheit entgehen lassen, sein Herz im allgemeinen auszuschütten.

In dieser Weise ging noch ein Monat dahin. Da geschah es eines Tags, ich weiß nicht wie, daß wir

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

wiederum ins Gespräch kamen: „Das darf unmöglich so weiter gehen! Dir freilich wird es ein Leichtes sein, von mir zu scheiden, ich aber kann nicht mehr ohne dich leben. Mit unzerreißbaren Banden bin ich an dich gefesselt, so daß, wenn du von mir gehst, du mir das Herz brechen wirst. Aber was hilft's? Ich sehe ja, daß auch dir unsere Lage Schmerz bereitet. Komm' und sage mir aufrichtig, welcher anderen dein Herz gehört. Dann will ich zu ihr gehen und sie selbst für dich in das Haus nehmen." So sprach ich zu ihm, aber der Beg, der weder selbst jemals ein derartiges Thema anschlug, noch von mir duldete, verwies mir dies ziemlich schroff und erwiderte: „So lange du am Leben bist, wird jede andere Frau mir versagt bleiben."

Ach, auch mit diesen Zusicherungen war ich zufrieden. Doch was sollte daraus werden? Dieses Zufriedensein — — — — —. Aber das alles würde zu weit führen! Ich will lieber beim Faden der Erzählung bleiben. Ich hatte es nun nicht allein mit dem ursprünglichen Kummer zu thun, sondern auch mit einem Zuwachs an Kummer. Sobald ich erkannt hatte, in welch' unglücklicher Situation sich der Beg befand, bestrebte ich mich, ihm in keinerlei Weise zur Last zu fallen; aber trotzdem war es ganz natürlich, daß er sich in unserm Hause beengt und unbehaglich fühlte. Mochte mein Vater auch noch so streng befehlen, mit dem Essen und sonstigen persönlichen Gewohnheiten sich durchaus nach dem Willen des Begs zu richten, beim

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Beg verfing dies nicht im Geringsten, im Gegenteil er that sich sichtlich Zwang an, um unsere alte Hausordnung nicht zu stören. Sein Schreibtisch, auch sein Bücherschrank befanden sich noch in seinem eigenen Palaste. „Wir wollen sie hierher schaffen lassen", schlug ich vor. Er aber war damit nicht einverstanden und plagte sich Abend um Abend damit herum, die ihm ungewohnten Schreibgeräte meines Vaters zu seinen schriftlichen Arbeiten zu benutzen. Schließlich brachte ich eines Abends das Gespräch wieder auf diesen Punkt und sagte zu ihm: „Ich sehe, mein Beg, daß du hier deine Ruhe nicht finden wirst. Wenn es dir recht ist, so siedeln wir in dein Vaterhaus über." Er war damit einverstanden, vielleicht sogar vergnügt darüber. Und so zogen wir denn, nachdem auch noch die Ansicht und Einwilligung meines Vaters eingeholt worden war, in das Haus des Begs.

O du geheiligtes Zimmer! O ihr gesegneten Fenster mein! Seit drei Jahren war es mein höchstes Entzücken gewesen, von drüben in dieses Zimmer herüber zu schauen, jetzt nun war es mir vergönnt, es wirklich und wahrhaftig zu betreten. Aber, o weh! Mein Glücksgefühl von damals war doch viel größer. Denn da drüben hatte ich ganz nach Wohlgefallen meinen Phantasien nachhängen, in meiner Einbildung alles fortspinnen und ausmalen können, was immer meiner Seele Lust ins Leben rief. Nun aber war jenes Glück dahin! An seine Stelle war die rauhe Wirklichkeit getreten; die Wirklichkeit, aber unter traurigen Neben-

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

umständen. Wohl war ich nun vereint mit meinem Beg, doch einzig und allein, um uns einander etwas vorzuweinen. Hätten wenigstens diese Thränen einem gemeinschaftlichen Kummer gegolten, mein Herz hätte sich nicht beklagt. So aber beweinte er seinen eigenen Kummer und ich den meinigen.

Bis zu dem Zeitpunkte, wo wir in des Begs Haus hinüberzogen, war Melek Sima niemals in unsere Wohnung gekommen. Am ersten Abend aber nach unserem Umzuge kam das Mädchen in unser Zimmer. Als sie da eine Weile gestanden hatte, flüsterte ihr der Beg leise etwas in das Ohr. Das Mädchen wurde ganz blaß im Gesicht und machte Anstalt, das Zimmer zu verlassen. Sogleich begriff ich, was dies zu bedeuten hatte.

Unverzüglich sprang ich auf, faßte das Mädchen beim Arm, zog sie zurück und verhinderte sie dadurch am Hinausgehen. Der Beg rief erregt: „Was machst du da?“ Auch ich war natürlich sehr erregt und erwiderte: „O, ich weiß ganz genau, was ich will. Gewiß denkst du in deinem Sinn, daß ich auf das Mädchen eifersüchtig sei. Aber auf wen und um wessen Willen sollte ich eifersüchtig sein? Ich habe dich ja viel zu wenig besessen, als daß Eifersucht mir beikommen könnte. Melek Sima soll meine Ehegefährtin werden! Wollte Gott, ich hätte tausend solche Gefährtinnen! Dann würdest du wenigstens nicht in dieser verzweifelten Lebensmüdigkeit verharren, wie einer, der unter der Last einer in Trümmer gegangenen Welt liegt. Sie

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

mag nur bleiben, sie soll sich nur niedersetzen. Vielleicht, daß unter dem Eindrucke ihrer Reize dein Sinn wieder ruhig, dein Gesicht wieder heiter wird."

Wohl fürchtete ich beim ersten Nachdenken, daß diese meine Worte mit ihrer Bitterkeit den Beg verletzt haben möchten, als ich aber sah, daß er im Gegenteil ein ganz heiteres Gesicht dabei zeigte, wurde auch ich wieder heiter. Mein Herz flüsterte mir zu, daß, wenn er eine Geliebte hatte, diese unbedingt Melek Sima sein müsse, und ich getröstete mich dessen. Allerdings sagt der Volksmund: „Eine Kebse ist ein Hemd aus Feuer." Ich aber meinte, der Beg sollte wieder fröhlich werden und mein Herz nicht mehr mit den Zeichen seiner qualvollen Verzweifelung zerreißen. Freilich war auch das Selbsttäuschung. Denn was immer ich dem Beg war, auch Melek Sima konnte ihm nichts anderes sein. Und wenn ein wirklicher Engel vom Himmel herniedergestiegen wäre, auch er wäre ihm nichts anderes gewesen; auch ihn nicht hätte er seiner Beachtung gewürdigt.

Doch, ich will nicht vorgreifen! Ein volles halbes Jahr verging auf die gleiche Weise. In dieser ganzen Zeit richtete der Beg keine Silbe an mich, außer wenn es durchaus notwendig war, und er es auf keine Art umgehen konnte; mit anderen Worten, er sah mich kaum an. Da klopfte eines Abends der Haremaufseher an den Drehschrank, in der Hand diesen unheilvollen schwarzen Beutel (bei diesen Worten zeigte sie den erwähnten Atlasbeutel vor, den sie bereits vorher heraus-

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

genommen hatte), rief den Beg herbei und übergab ihm denselben eigenhändig. Der Beg öffnete den Beutel und holte aus ihm ein ein oder zwei Bogen starkes Papier heraus. Er las darin. Aber wie las er darin! Sein Gesicht wurde erst feuerrot, dann bläulich, dann fahlgelb, endlich geradezu schwarz. Himmel! Es ging von einer Farbe in die andere über. Sein Atem stockte; aus seinen Augen rollten Thränen, groß wie Erbsen; sein Haar sträubte sich; es sah aus, als wollte er ohnmächtig werden. Er biß sich auf die Lippen und preßte die Hand auf das Herz. Ich sah, er wollte weinen, aber meine Gegenwart hielt ihn davon zurück. So ging ich denn hinaus und ließ ihn ungefähr eine Stunde lang allein.

Während ich draußen mir vergebens diesen Zustand zu deuten suchte und dabei dem Weinen nahe war, klatschte der Beg drinnen in die Hände. Dann befahl er mir: „Sage der Melek Sima, daß ich heute Abend ein Bad nehmen will!“ Das Mädchen meldete mir, das Bad würde sogleich zurecht gemacht, und ich übermittelte dies dem Beg. Unverzüglich setzte er sich an seinen Schreibtisch. Drei Stunden lang ungefähr schrieb er da. Aber er, der allabendlich so schnell zu schreiben gewohnt war, schrieb heute so schwerfällig, daß, wer ihn sah, glauben mußte, er übe sich im Schreiben. Und auch dafür war es noch zu schwerfällig.

Ach du Ärmster! Auch dieses Mal mißverstand ich deine Beweggründe. Weil der Beg heute abend zum

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

ersten Male seit unsrer Verheiratung mit mir gemeinsam das Badezimmer betreten wollte, freute ich Thörin mich darauf, die Schönheit seines nackten Körpers zu betrachten. Endlich war sechs Uhr vorüber. Der Beg hörte auf mit Schreiben, aber was er geschrieben hatte, wußte außer ihm Gott allein. Das beschriebene Papier legte er in diesen schwarzen Beutel und versiegelte ihn mit seinem Petschaft. Darauf zerbrach er noch sein Petschaft. „O," sagte ich bei mir im Stillen, „warum hast du es zerbrochen? Dein Petschaft war so hübsch; es ist schade darum!" Er aber drehte sich um und sah mich an, aber mit welchem Blick! In seinen Zügen kein Tropfen Blutes, seine Gesichtsfarbe aschfahl, seine Augen faustdick herausquellend, in ihren inneren Teilen blutunterlaufen, aufgedunsen! Es sah aus, als wenn er lachte, wie er mich anblickte. Doch, gütiger Gott, was war das für ein Lachen! Wer es mit ansah, dem stiegen die Haare zu Berge, dem schnitt es das Herz entzwei. Ich freilich hatte bei alledem noch keine Ahnung.

Nachdem er, wie gesagt, den schwarzen Beutel versiegelt hatte, brachte er noch ein sehr hübsches Täschchen zum Vorschein. In dieses verschloß er den Beutel und befestigte das Schlüsselchen an seinem Hals. Zusammen gingen wir in das Badezimmer. O, welch wunderbarer Leib! Wenn man schon die Dienerin Melek Sima geheißen hatte nach ihrer engelgleichen Schönheit, welchen Namen hätte man vollends dem Beg beilegen müssen? Doch wehe dir, du Ärmster, wehe dir! Dich hatten sie

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Mazlûm[1]) geheißen. Ein Bravo dem Manne, der dir diesen deinen Namen gegeben! Wer es auch gewesen sein mag, er hat die rechte Bezeichnung gefunden!

Als wir im Badezimmer waren, sagte der Beg, offenbar im Hinblick auf die Furcht vor dem Schrecklichen, die er bei mir voraussetzte:

„Mein Magen ist nicht recht in Ordnung. Ich weiß, daß dies bei mir von Blutwallungen herkommt. Ich werde mir deswegen am Arm zur Ader lassen. Doch du bist noch ein Kind und fürchtest dich wahrscheinlich. So rufe denn Melek Sima, daß sie dir Gesellschaft leiste!" Ich Unglückliche ahnte immer noch nichts! So rief ich sie denn, und sie kam. Der Beg äußerte zu mir: „Uff, wie heiß ist doch das Bad! Ich werde jetzt zur Ader lassen und wahrscheinlich ohnmächtig werden. So stütze mich von hinten!" Ich trat hinter ihn. Er lehnte seinen Rücken an meine Brust. Dann stieß er die Lanzette in seinen linken Arm.

Ich kann kein Blut ersehen und schloß deshalb die Augen. Wer weiß, wieviel Blut weggeflossen war, als der Beg plötzlich ohnmächtig wurde. Melek Sima stieß einen lauten Schrei aus. Oben, seine Eltern und die

---

[1]) Mazloûm bedeutet: der Unterdrückte, der grausam Behandelte. Auch die anderen Namen sind sinnig gewählt: Sabireh heißt die Geduldige und Haifa (im Arabischen) ein Landstrich ohne Regenfall, während es (im Türkischen) auch als Interjektion mit der Bedeutung „Wehe!" gebraucht wird.
Anm. d. Übers.

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Dienerschaft liefen zusammen. Wie aber konnte jemand in das Badezimmer hereingelangen? Das Estrich schwamm von Blut. Man bemühte sich, das Blut am Arme des Begs zum Stehen zu bringen. Ach, das Blut, es stand bereits, es war gestillt für immer! Mir unbewußt, war der Beg in meinem Schoße dahingegangen. Sie legten ihn auf die Badesteine. Gott sei es geklagt, mitten aus seinem Vaterhause heraus war er eingegangen in das Haus seines himmlischen Vaters. Ich aber konnte noch immer nicht daran glauben.

Als ich aber dann doch daran glauben mußte, meinten sie, auch ich wäre verschieden. Starr und leblos blieb ich liegen, so wie ich mich über den Beg geworfen hatte. Sie mußten mich gewissermaßen erst wieder zum Leben zurückbringen. Jammernd rief ich aus: „Wer kann es mir wehren? Töten will ich mich! Hei, mag er immer tot sein! Zu meinem Beg will ich hin!“ Da mußten sie mich wieder zum Beg hinschleppen. Dort fiel ich von neuem in Ohnmacht. Gott weiß, wie oft sich dies so abgespielt hatte, als ich an seinem Halse den Schlüssel zu seinem Täschchen bemerkte, ihn abriß und an mich nahm.

Ach! am nächsten Tage versenkten sie seinen Leib, um deswillen ich so oft, um jede Störung von ihm fernzuhalten, auf unsrem Ruhelager mich mäuschenstill verhalten hatte, in den dunkeln Schoß der Erde. Mein Beg war dahingegangen. Doch nicht er allein! Auch ich war dahingegangen, seine Mutter, sein und auch mein Vater waren dahingegangen. Was gestorben ist,

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

ist gestorben. Aber über zwei Familien war jetzt unsäglicher Jammer gekommen. Ach! wie sollte es auch nicht! War Mazlûm doch das einzige Kind seiner Eltern, gerade wie ich! Wir hatten keinen Genuß von einander gehabt. Ich will mich ja bescheiden; doch diesem Armen war alles Leid widerfahren. Was ihm aber auch widerfahren sein mochte, er hatte nicht einmal von der Welt seines Wirkens einen Genuß gehabt. Ich werde ihn nie vergessen, ich werde meinen Beg niemals vergessen, ich werde ihn nicht vergessen bis zum Tage der Auferstehung.

Als Sabireh Hanum an diesem Punkte ihrer Erzählung angelangt war, brachte sie den erwähnten Atlasbeutel nahe an Gesicht und Augen, bedeckte ihn mit Küssen und sog seinen Duft ein. Aus ihren Augen stürzten stromweise die Thränen. Das arme Mädchen, ihre Schülerin, welche bis dahin ihrem Berichte mit gespannter Aufmerksamkeit gelauscht hatte, wurde ganz verwirrt. Sabireh Hanum aber legte sich Zwang an, um sie vor jeder Aufregung zu bewahren.

Darnach fuhr sie in ihrem Berichte fort: „Nun öffnete ich, mein Lämmchen, mittels des vom Halse des Begs genommenen Schlüssels jenes Täschchen. Aus seinem Innern kam dieser Atlasbeutel zum Vorschein. Ihn öffnete ich gleichfalls und holte aus ihm zwei Papiere heraus, von denen das eine ein Testament des Begs war, das andere ebenfalls ein solches, und zwar war es mit Haifa unterschrieben. „„Gewiß ist diese Haifa die wahre Geliebte des Begs gewesen," dachte ich.



Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt

Und nun beschränkte sich die Erzählerin auf die Wiedergabe dieser Testamente als Hauptpunkte, deren Inhalt sie verlas, wie folgt:

Haifas letzter Wille.

Mein süßes Augenpaar, mein Mazlûm!

Vor zwei Jahren aufgekeimt, ist meine Verzweiflung, meine Hoffnungslosigkeit seit dem letzten halben Jahre derartig angewachsen, daß der Zuschuß vom heutigen Tage mir unwiderleglich bewiesen hat, wie das Maß des Erträglichen viel zu weit überschritten worden ist, als daß es ein Morgen erleben könnte. So ist denn dieser Brief ein Abschiedsbrief für Dich. Wohl müßte ich diesen eigentlich mit zwei Zeilen oder auch nur mit einem „Behüt' Dich Gott" zu Ende führen. Aber diesmal, mein Mazlûm, der Du unserm innigen Herzensbunde niemals untreu geworden bist, handelt es sich für uns um ein Leben, welches ewig, um eine Welt, die unvergänglich ist. Und weil ich weiß, daß Du auch bei dieser Reise in die Unendlichkeit mein treuer Gefährte sein wirst, und weil unter diesen Umständen mein letzter Brief leicht in die Hände eines von der Sachlage nicht Unterrichteten geraten könnte, der nicht wüßte, auf welche Weise wir zum Opfer geworden und dahin gegangen sind, und der uns deshalb vielleicht schmähen möchte, so sehe ich mich gezwungen, mit einigen Zeilen unsre Angelegenheit, so wie sie ist, klarzustellen. Gewiß wirst Du mir jetzt entgegenhalten, daß, wenn wir einmal den Staub dieser Welt abgeschüttelt haben und dahingegangen sind, uns

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

weder das Lob der Welt mehr nützen, noch ihr Tadel mehr schaden kann, und Du sollst darin Recht behalten. Aber ich meine, es ist auch ein der Menschlichkeit würdiges Werk, unseren Landsleuten an unserem Beispiele das Elend zu zeigen, welches uns tief unglücklich gemacht hat, und sie möglichst vor dem gleichen Schicksale zu bewahren. Sei dem wie ihm wolle, ich erachte diesen meinen Gedanken für recht und wahr. Und so laß mich denn unsere Geschichte in folgendem zu Papier bringen:

Ihr, in deren Hände dieses Blatt vielleicht gelangt, und die ihr es durchlesen werdet, wisset, daß die Vorsehung selbst mich mit Mazlûm, Mazlûm mit mir bekannt gemacht hat. Eine höhere Macht hatte unsere Herzen mit Neigung und Liebe an einander gekettet. In Wirklichkeit freilich war ich Mazlûm nicht ebenbürtig: er eines Obersten Sohn, ich dagegen die Tochter eines armen Mannes aus dem Mittelstande. Aber der Gott der Liebe waltet mit voller Gleichheit unter den Menschenkindern. Er kennt nicht Arm und kennt nicht Reich, er kennt nicht Schön, er kennt nicht Häßlich. Den Reichen lehrt er die Arme, den Schönen die Häßliche lieben. Doch ich will bei der Sache bleiben. Mazlûms Haus war ziemlich entfernt von dem unsrigen, infolgedessen lag es lediglich seiner Sorge ob, auf welche Weise wir einander sehen könnten. So kam er jede Woche einige Male zu mir, wo wir entweder am Fenster oder an der Thür zusammen plauderten und uns gegenseitig unser Leid klagten.



Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Hie und da trafen wir uns auch an öffentlichen Vergnügungsorten, um sowohl hier, als auch bei seinem Kommen und Gehen das Geständnis unserer Liebe auszutauschen.

Wie es in solchen Dingen bei uns zu Lande hergeht, brauche ich wohl nicht erst zu schildern. Da es gegebenen Falls vor ihren Richterstuhl gehört, wenn ein Mädchen seine Jugend vergißt, seine Unschuld verliert, so hatten die lieben Nächsten nichts Besseres zu thun, als uns mit ihren Blicken zu verfolgen und mit ihren Zungen zu verlästern, zu begeifern. Auch mein Vater erfuhr von unserem Verhältnis. Er geriet in Zorn und schlug Lärm. Aber, wie er auch Lärm schlug, was nützte ihm das? Wie durfte man mich oder Mazlûm deshalb schmähen? Solche Dinge sind doch ganz naturgemäße. Und ist es etwa möglich oder denkbar, der Zwingherrschaft des Naturgesetzes zu entrinnen? Wer aber sieht dies bei uns ein, wer achtet darauf? Es kam schließlich so weit, daß man in unserem Viertel mit Fingern auf uns wies.

In Wahrheit kann ich gar nicht in Abrede stellen, daß Mazlûm in seinem Rechte war. Schon als Knabe hatte er mich gern gehabt. Und was er jetzt thun konnte, das that er mit redlicher Mühe. Auch seine Eltern hatte er vermocht, auf die Sache einzugehen. Aber man weiß ja doch, wie es bei uns hergeht. Um sich von meinen Verhältnissen zu unterrichten, zogen sie unter der Hand von Hinz und Kunz Erkundigungen ein. Da hieß es denn: „Ach die, meine Damen, die

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

hat schon mit einem jungen Manne ihr Garn auf den Markt gebracht. Die Sünde wollen wir nicht auf unser Gewissen laden, das zu verheimlichen; wir wollen es lieber gleich heraussagen." Nach solchen Auskünften sahen die Eltern notgedrungen von weiterem ab. Mochte nun der arme Mazlûm sich heiser predigen: „Meine Lieben! Ich kenne doch diese Familie besser als alle jene Leute. Der junge Mann, der ihr Garn auf den Markt gebracht hat, derselbe bin ich. Was kann ich dafür? Mein Herz zog mich zu ihr hin" — seine Eltern schnitten ihm das Wort vom Munde ab, indem sie entgegneten: „Lieber Sohn! Es kann und darf nicht sein. Und wenn du auch derjenige bist, der das Mädchen liebt, so schickt sich doch eine Vermählung mit einem Mädchen nicht, das sich schon so bloß gestellt hat." Und dann fingen sie an, auf Mazlûm mit allen Mitteln einzudringen, daß er ein Mädchen, namens Sabireh Hanum, heiraten solle, das nicht bloß an Rang ihm ebenbürtig sei, sondern auch nach allen Berichten sich durch Tugend und Sittsamkeit auszeichne. Mochte sich der Ärmste noch so sträuben, was nützte es ihm? Die Mutter beschwor ihn bei der Nahrung, die ihm ihre Brust gewährt, sein Vater bestand auf der Unveräußerlichkeit seiner natürlichen Rechte, und Gott weiß, was sie alles ins Treffen führten, bis sie den Unglücklichen überwunden hatten. War dies schon schlimm genug, so hatte doch die Sache noch eine schlimmere Seite, welche jede Aussicht auf einen Ausweg versperrte. Mein Vater hatte mich nämlich, als

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

ich noch in der Wiege lag, an den Sohn eines Löffelhändlermarktaufsehers versprochen, die Verlobung festgestellt und die Sache fertig gemacht. Von da ab war er unweigerlich gebunden, mich jenem Knaben zu reservieren. Nicht allein Mazlûm Beg, nein, auch verschiedene andere hatten mich zur Frau gewünscht. Aber mein Vater schlug all' diese Ansinnen ab mit den Worten: „Ich habe meine Tochter seiner Zeit bereits versprochen und kann mein Wort nicht zurücknehmen; und wenn aus Königsgeblüte einer käme und sie begehrte, ich könnte sie ihm nicht geben." Wenn wir nun an solche Väter und Mütter die Frage richten: „Seid ihr denn diejenigen, die mit dem zu verheiratenden Mädchen oder mit dem zu vermählenden jungen Manne gemeinschaftlich durch das Leben gehen sollen?", und ferner: „Wird denn auch euer Kind denjenigen lieben können, welchen ihr ausgewählt habt?", so werden sie zur Antwort geben: „Aber das Kind ist doch mein, und ich gebe es, wem ich will" und kein Wort mehr. Und wenn du dann weiter nichts vor hast und giebst dir Mühe, sie zu belehren, etwa so: „Nein, das Kind ist nicht dein, höchstens ruht bei dir, da der liebe Gott es aus deinen Lenden hat entstehen lassen, das Recht der väterlichen Gewalt, andererseits tritt ja auch jeder junge Mensch, gottlob!, sobald er mit allen bürgerlichen Ehren mündig geworden ist, in den Genuß seiner vollen persönlichen Rechte" — ja, wer versteht so etwas bei uns und wer nimmt sich so etwas an?

Obigen Anschauungen und Dogmen unserer Zeit

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

folgend, hatte mich mein Vater, als ich, wie gesagt, noch in der Wiege lag, in die Ehe versprochen, und es war ihm nun platterdings unmöglich, mich einem anderen — und hätte mich der Sohn des Scheich-ul-Islâm begehrt — zum Weibe zu geben. Mich aber hatte er dadurch der Trostlosigkeit anheimgegeben, ebenso wie Mazlûms Eltern durch den von ihnen ausgeübten Druck ihren Sohn in Verzweiflung gestürzt hatten. Wir begannen nachzudenken, bis schließlich Mazlûm eines Tages zu mir sagte: „Meine Haifa, ich werde dem Zwange von seiten meiner Eltern nicht entrinnen können und werde fürs erste ihrem Befehle mich beugen müssen. Aber ich schwöre es dir vor Gott und den Menschen, daß keine andere als du meine Gattin sein soll. Heiraten wir immerzu das Mädchen, von dem sie gesprochen haben. Es wird wohl kaum so schwesterlich sein, daß es meine Enthaltsamkeit auf die Dauer erträgt. So wird es schließlich mich von selber verlassen, und wir können dann wieder suchen, wo sich ein Ausweg für uns bietet."

Damit erklärte ich mich einverstanden. Unter Thränen schieden wir voneinander. Mazlûm vermählte sich. Diese Thatsache war für mich nicht so niederdrückend, daß ich sie nicht hätte ertragen können; denn ich war gewiß, daß Mazlûm niemals sein Wort zurücknehmen, niemals sein Gelübde brechen würde. Aber von einer anderen Seite hat eine neue Schwierigkeit ihr Haupt erhoben, welche zu überwinden unmöglich, ganz unmöglich ist. Der Löffelmachermarktaufseher

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

schickte nämlich vor vierzehn Tagen seine Frau zu uns und verlangte die Erfüllung des in meinem frühesten Kindesalter abgegebenen Eheversprechens. Meine Eltern sagten mit Freuden zu und begannen die Zurüstungen für das Fest. Ich erklärte kurz und bündig, daß ich nicht heiraten wolle. Mein Vater fuhr auf mich los und machte mir eine Scene: „Nun seht einmal, was das liederliche Frauenzimmer da zusammenfaselt! Hast du etwa hierbei zu befehlen oder liegt bei mir die Entscheidung?“ Ich versank in tiefes Nachdenken. Hier gab es kein Entrinnen. Wem sollte ich mich anvertrauen? Wer sollte sich diesem Vorhaben meines Vaters entgegenstellen? — Schließlich bin ich ja doch aber wenigstens Herr über mein eigenes Leben. Und wird nicht die elterliche Gewalt und die Kindesknechtschaft ohne Ende sein, so lange mein Leben währt? Wenn ich nun dieses zum Opfer brächte, wer könnte dann noch etwas dagegen sagen oder thun? So überlegte ich mir und beschloß daraufhin endgültig, meinem Dasein in der Hochzeitsnacht ein Ende zu machen.

Nun, mein geliebter Mazlûm! Heute ist Donnerstag, und als ich diesen Abschiedsbrief an Dich absandte, war es elfeinhalb Uhr. Eine Stunde, nachdem er in deine Hände gekommen, und Du ihn durchgelesen haben wirst, wird Deine Haifa nicht mehr auf dieser Erde weilen. Ich will nicht zu Dir sagen: „Folge Du hinter mir drein, auf daß wir uns im Garten Eden wieder finden!“, ich sage nur: „Thue, was Du als

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Mensch und Mann thun mußt!" und sende Dir, mein Augapfel, jetzt nur noch ein „Behüt Dich Gott!"

Sign. Haifa.

Mazlûm Begs letzter Wille.

Mein Augapfel Sabireh Hanum!

Wenn Du den letzten Willen Haifa Hanums, der Dir in dieser Freitagsnacht so viel schreckliches gebracht hat, durchgelesen haben wirst, so wirst Du die Ursache all des Jammers begreifen, welcher seit einem halben Jahre über Dich gekommen ist. Der Mensch lebt in dieser Welt wenigstens von einer Hoffnung; für einen Menschen ohne Hoffnung ist das Leben ein ödes Nichts. Siehe, meine Hoffnung war einzig und allein, es möchte ein Tag kommen, der mir die Vereinigung mit meiner Haifa bescheerte. Nun, da Haifa dahingegangen, ist diese Hoffnung erloschen. Ohne Hoffnung in dieser Welt zurückgeblieben, erscheint mir das weitere Dasein als ein Unding. Es treibt mich ein inneres Bedürfnis, den Fußtapfen meiner Haifa auf der Hochstraße der Aufopferung zu folgen.

Was dieses Ende herbeigeführt hat, dafür mache ich keinen einzelnen verantwortlich. Deshalb spreche ich auch Vater und Mutter frei von aller Schuld. Der Fehler liegt einzig und allein in den bei uns geltenden Sitten. Unsere armen Landsleute machen sich trotz allem nicht klar, was das bedeutet: persönliche Rechte, was für eine wichtige Sache das Heiraten für beide Geschlechter ist, wie hierbei nur das eigene Gewissen entscheiden kann, und daß für solche, die eine Ehe ein-

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

gehen wollen, im Einklang mit den Empfehlungen und Vorschriften unserer Religion, Harmonie der Anschauungen das Erste und unumgängliche Erfordernis ist, sondern sie richten ihren Blick nur auf den in ihrem Jahrhundert geltenden Brauch. Du darfst dich darüber nicht verwundern, mein Lämmchen! Nicht wir allein sind es, die daran zu Grunde gegangen sind, nein, Viele, Viele giebt es, welche dieser Verkettung ungesunder Verhältnisse zum Opfer fallen. Da geben wohl Manche ihre Töchter in die Ehe. Und das Ende vom Lied? Der Mann kann seine Frau, die Frau ihren Mann nicht leiden; nun, sie lassen sich dann scheiden, und schließlich steht der eine von den beiden Gatten mit seiner ungestillten Liebe da. Gesetzt aber, sie lassen sich nicht scheiden, so quält sich die unglückliche Frau in den Umarmungen eines ihr angetrauten Mannes, an dessen Gesellschaft sie keinen Gefallen findet, und umgekehrt. Haben endlich beide eine unüberwindliche Abneigung gegen einander, so wird ihr Auseinandergehen, nach der ausschließlich jetzt herrschenden Anschauung, für ein kleineres Übel erachtet, als daß ein Familienstamm ausstürbe.

Wie dem auch sein mag: „Was macht das uns aus?“ sagen die Leute. Ich habe im Verlaufe meines Lebens viele Zeitungsartikel, ja ganze Bände über dieses Thema geschrieben, aber ohne Erfolg. Ob ich wohl diesen jetzt nach meinem Tode haben werde? Siehe, ich verlasse meinen Posten und kann nun dahingehen. So behüte Dich Gott, mein Lämmchen! Ich

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

habe auf Dich kein Recht irgend welcher Art, gegen dessen Entäußerung ich protestieren könnte. Aber Du, deren armen Kopf ich unnütz gemardert, deren armem Herzen ich seit einem halben Jahre bittere Klagen entlockt habe, Du hast schwere Schuld von mir einzufordern. Willst Du sie mir in Gnaden erlassen, so wird meine Seele ihren Frieden finden und Freude.

Sign. Mazlûm.

Hiermit war die Erzählung Sabireh Hanums zu Ende. Sie fügte nur noch hinzu: „Siehe, mein liebes Mädchen, nun weißt du, warum es mir unmöglich ist, an einer Hochzeit teilzunehmen. So oft ich eine Braut sehe, wird auch der Zweifel in mir wach, ob sie sich wohl nicht einem großen Wagnis aussetze, und die Furcht, es möchte ihr ergehen, wie es mir ergangen ist. Und nun geh, überlasse mich mir selbst! Ich will mich nach Herzenslust ausweinen." Mit diesen Worten vergrub sie ihr Haupt in die Kissen. Das Mädchen aber ließ sie in ihren Thränen zurück und ging von dannen.

---

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

# Jugend.

Türkisches Sittenbild von Ahmed Midhat.

Konstantinopel 1305 (1887 europ. Stils).

---

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Nachstehende Geschichte habe ich aus dem Munde ihres Helden selbst vernommen. Sie lautet folgendermaßen:

„Ich wurde geboren als Sohn eines Mannes, der eine reichbewegte Vergangenheit hinter sich und in jede Lage seines Lebens sich zu schicken gewußt hatte. In den Tagen meiner frühesten Kindheit legte mein Vater mehr, als auf Unterricht und Erziehung, für mich darauf Gewicht, daß mir die Augen nicht zu früh aufgingen, und ich nicht etwa Lust bekommen möchte, die Beinkleider bereits aufzustreifen, bevor ich überhaupt am Rande des Flusses stünde. Und so kam es, daß ich, außer in Begleitung meines Erziehers, nirgendshin ausgehen, ja kaum vom Hofthore aus einen Blick auf die Straße werfen durfte. Wie weit in dieser Beziehung meines Vaters Sorge ging, läßt sich schon daraus entnehmen, daß er, weit gefehlt, mich in eine Schule zu schicken, mir nicht einmal einen Hauslehrer halten wollte, sondern lieber jeden Morgen und jeden Abend mich zu sich rief, um mir in eigner Person die verschiedenen Lektionen zu erteilen.

In dieser Weise ging die Zeit meiner Kindheit dahin. Dann aber kam eine Periode, in der ich junger

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Sprößling meine Glieder zu recken und zu dehnen und mich zum Licht emporzudrängen begann. Junker Lenz trat auf den Plan meines Lebens, in jeden Zweig des zarten Schosses strömten die Säfte, und er begann zu blühen und würzigen Duft zu verbreiten.

Eine Weile ging diese Entwicklung so vor sich[1]), da begannen auch schon Liebhaber von Erstlingsfrüchten von allen Seiten sich um mich zu sammeln, und eine ganze Schar von Freunden frischduftender junger Kräuter schwänzelte liebäugelnd um mich herum. Freilich, als sie merkten, was für ein grüner und frühreifer Kiekindiewelt ich noch sei, ließen sie davon ab, ihre Hände nach einem Fruchtzweige vom Baume meiner Jugend auszustrecken. Da aber nach Verlauf einer kurzen Zeitspanne die jungfrische Rute am Stamme meiner Jugendblüte Fruchtknospen anzusetzen begann, war es ganz natürlich, daß mein Gärtner mich schärfer ins Auge faßte und sich nun bemühte, in einer für mich unmerklichen Weise meine heranreifenden Früchte durch ein Netz vor dem Blicke der Naschsucht zu beschützen. In der That gelang ihm dies auch bis zu einem gewissen Grade, aber immerhin blieben seine Erfolge sehr

---

[1]) Die nun folgende etwas schwül und bilderreich gehaltene Stelle bezieht sich auf die Vorliebe der türkischen Damen für Knaben jener vorgerückteren Altersstufe, auf welcher diese sich durch eine (für unseren Geschmack etwas zu weiche) Schönheit der Formen auszeichnen. Dieser platonische Verkehr wird in der Regel abgebrochen, sobald die Pubertät einzusetzen beginnt. Anm. d. Übers.

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

zweifelhafte. Denn wohl hielt er jene davon ab, in meinen Junggarten einzudringen und die in ihren Bereich geratenden Gurken aufzulesen, indessen wuchs auch in demselben Maße ihre Habgier und Begehrlichkeit, und sie schreckten schließlich nicht mehr davor zurück, sobald sie eine in meinen Augen mit Hexerei und Zauberei gleichbedeutende Möglichkeit ersahen, besagtes Schleiernetz, vulgo Schamhaftigkeit, von mir wegzuziehen, sogar mit Steinen nach meiner Krone zu werfen. Unleugbar war ich ja unter der wohlwollenden Zucht meines Gärtners zu einem geraden und wohlgeratenen Stämmchen emporgewachsen, doch war dessen Festigkeit und Standhaftigkeit kaum groß genug, um einem leisen und für die meisten unmerklich wehenden Lüftchen Widerstand zu leisten, geschweige denn den in diesen Altersstufen aller Augenblicke sich erhebenden mächtigen Stürmen und Unwettern Trotz zu bieten, im Gegenteil, es neigte sich vor ihrem Anprall gar willfährig nach allen Seiten hin. Und mochten sie kommen, woher immer sie wollten, und meine Äste niederpressen, mochte ich wollen oder nicht, in blindem Gehorsam beugte ich meinen Nacken unter ihr Joch. Zwar wurde mein Vater dieser Sachlage inne, indes gelang es ihm nicht mehr, mich auf den von ihm vorgezeichneten Weg zurückzubringen. Auch meine sämtlichen Familienangehörigen begannen jetzt einen in Übereinstimmung mit meinem Vater stehenden Ausweg für mich zu suchen, aber vergebens. Jedoch währte dies nicht lange, höchstens ein, zwei Jahre, dann kam ich



Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

aus dem Stadium der Unreife heraus und wurde zur marktfähigen Frucht.

Kaum sah ich nun, daß meine alten Gönnerinnen mich seitwärts liegen ließen, so begann ich meinerseits, die Hand nach ihnen auszustrecken. Wohl hatte ich damit Erfolg, aber es stellten sich dabei oft genug gleichzeitig verschiedene unangenehme Folgen ein, so daß meine Eltern sich mehr und mehr beunruhigten und aus Furcht, ich möchte nach und nach infolge der Jugendexcesse in meiner Gesundheit zerrüttet werden, den Plan faßten, mich zu verheiraten, und zu dem Zwecke mir ernsthafte Vorstellungen machten. Nun war ich zwar noch jung, aber ein Sauglämmlein war ich doch nicht mehr. Ich war ein ziemlich heller Kopf, dafür aber machte ich in gewissen Beziehungen große Ansprüche, die sich noch dazu täglich steigerten. Dabei war ich eben erst mit knappem Bezug in einem Bureau als Gehilfe angestellt worden und hatte nicht vier Heller in der Tasche. Das Wochengeld, mit welchem ich auf meinen Vater angewiesen war, nahm ich höchst widerwillig an. Mein Ideal war, mir selbst mein Brot zu verdienen. Bei solchen Anschauungen und Ansprüchen an das Leben aber heiraten und noch dazu behufs Gründung eines eigenen Hausstandes meinem Vater auf der Tasche liegen zu sollen, war das etwa vernünftig?

Kurzum, ich folgte nicht den von innerer Unruhe diktierten Ratschlägen meines Vaters, sondern meinem eigenen, gesunden Menschenverstand und heiratete nicht. Allerdings unterlag ich dafür dem beherrschenden Einflusse der Jugend und wurde von nun ab ein regel=

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

mäßiger Besucher der Vergnügungsplätze an jedem Freitag und Sonntag, des Bajasidplatzes während der Illuminationsnächte, sowie der Kalpakdschylar Baschy[1]) in den übrigen Zeiten.

Aus meinen bisherigen Darlegungen erhellt wohl ohne weiteres, welche Triebe mich in jenen Zeiträumen beherrschten, und welche Wege ich damals wandelte, so daß ich kein Wort weiter darüber zu verlieren brauche. Ich verharrte bei dieser Lebensweise bis zu meinem ein- oder zweiundzwanzigsten Lebensjahre, und zwar mit einer Ausdauer, welche einer besseren Sache würdig gewesen wäre.

Kein Beleuchtungsabend ging vorüber, wo ich mich nicht auf dem Bajasid eingefunden, keinen Freitag gab es, wo ich nicht irgend einen Vergnügungsort aufgesucht hätte, kein Morgen, wenn ich ins Büreau ging, kam und auch kein Abend, wenn ich von da zurückkehrte, verstrich, wo ich nicht, unbekümmert darum, mich auf unrechten Wegen zu befinden, sondern nur in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, auf die Kalpakdschylar Baschy geraten wäre. Eine zeitlang war ich auch Stammgast in Pera geworden; da mir aber die Theaterdamen dort nur den Mund wässrig machten, und auch mit den Sängerinnen und Musikantinnen im Alkazar und in den übrigen Kasinos durchaus nichts

[1]) „Hauptteil der Mützenmachergasse", d. h. der durch seine Breite ansehnlichere und die vornehmsten Geschäfte enthaltende Teil dieser (früher der ihr den Namen leihenden Zunft eingeräumten) Hauptverkehrsader des großen Bazars.

Anm. d. Übers.



Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

anzufangen war, so wurde ich es überdrüssig, ohne Erfolg ihre Gefallsucht über mich ergehen zu lassen, oder gar solch schmutzige Orte wie das grand Hôtel d'Opéra zu besuchen, und kehrte ihnen fernerhin voll Ekel den Rücken. Von den einheimischen Vergnügungen dagegen wegzubleiben, war mir geradezu unmöglich. Mein Vater ließ nun zwar durchblicken, daß er diese für noch gefährlicher hielte, als diejenigen von Pera, und gab sich die andauerndste Mühe, mir einen gleichen Abscheu vor ihnen einzuflößen, als ich ihn bereits vor den fremdländischen Lustbarkeiten empfand. Da ich aber inzwischen von einer Seite, die für mich von nun an allein maßgebend wurde, Richtschnur für mein Thun und Lassen angenommen hatte, so fiel die Notwendigkeit weiterer Ratschläge für mich weg.

Es geschah nämlich, daß ich eines Mittwoch abends, als ich wie gewöhnlich durch die Kalpakdschylar Baschy strich, einem hellpergamentfarbigen Coupee begegnete. Ich geriet in Entzücken über die Farbe der Equipage und ihre sonstigen Verzierungen, ebenso wie über die Sauberkeit des Kutschers und die Schönheit des Tieres, und sagte zu mir selbst: „Einem so schönen Wagen müssen doch unbedingt die Insassen entsprechen." Und damit ging ich auf die Ruhebank vor einem Manufakturwarengeschäfte los, dem gegenüber die Kutsche hielt und setzte mich darauf.[1]) In der That hatte ich

[1]) Was durchaus nicht dem eigentlichen Zwecke dieser péïké genannten Holzbank angemessen war, da letztere vielmehr der Auslage dient. Anm. d. Übers.

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

mich in meinen Vermutungen nicht getäuscht, und ich verfehlte nicht, mich ob meiner hochgradigen Pfiffigkeit zu beglückwünschen. Im Fond des Wagens saß, mit einem ziemlich dichten Schleier verhüllt und in einen dunkelfarbigen Überwurf gekleidet, eine Dame; auf dem Vordersitze aber paradierten zwei junge weibliche Wesen, höchstwahrscheinlich Sklavinnen, welche zwar nach außen ebenfalls dichte Schleier, aber, nach ihren hellfarbigen Überwürfen zu schließen, um so durchsichtigere Absichten in ihrem Innern trugen.[1])

Nun, man weiß ja, wie Leute von meiner Lebensart sich bei solchen Gelegenheiten zu benehmen pflegen. Ich begann also, von Zeit zu Zeit nach dem Wagen hin zu lächeln und aller Minuten meinen Schnurrbart zu drehen. Zwar bemerkte ich, daß von seiten der genannten beiden Jungfrauen hie und da mein Lächeln Erwiderung fand, doch ward mir das ewige Hin- und Herschauen ohne irgend ein Zeichen des Einverständnisses oder einen Gruß schon langweilig, als plötzlich die genannten beiden Jungfrauen sich zu der im Fond und bisher bei verhängtem Fenster sitzenden Dame neigten und ihr etwas zuflüsterten. Kein Zweifel, sie machten sie auf mich aufmerksam, zum wenigsten lüftete die Dame augenblicklich den Fenstervorhang bis zur

---

[1]) d. h. wer einen dichten Schleier trägt, hat folgerichtig auch eine dunkle Feradscheh zu tragen, wenn er nicht dem türkischen Sprichwort verfallen will: bu ne perhiz, bu ne lahana turschyssy, wörtlich: was ist dies für eine Krankenkost, was ist dies für ein Sauerkohl! Anm. d. Übers.

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

halben Höhe und begann mich sehr, sehr aufmerksam zu betrachten.

So dicht auch, wie gesagt, der Schleier war, mit dem sich die Dame verhüllt hatte, und so unmöglich es erschien, ihre Persönlichkeit festzustellen, so konnte man trotzdem aus den Umrissen ihrer Gestalt erkennen, daß sie jung und ihrer Jugend entsprechend auch schön war. Meine Erregung wuchs, und so versuchte ich alle meine Künste. Aber vergebens! Die Dame ließ mir nicht das geringste Zeichen einer Erwiderung zukommen, nur ihren Blick heftete sie auf mich. Auf einmal zog der Wagen an. Jetzt erst machte sie eine Bewegung, wie wenn sie mir zum Abschied zunicken wollte. War nun diese Bewegung ein wirkliches Zeichen zum Abschied, oder war sie nur das Resultat der Centripetalkraft beim Anziehen des Wagens? Das ließ sich ohne weiteres nicht entscheiden. So sagte ich mir denn: „Falls die Kutsche weiter oben wieder hält, so kann ich mich ja der Dame noch einmal zeigen," und stürzte hinter dem Wagen her. Am Trödelmarkte lenkten wir ein und kamen auf den Bajasidplatz heraus. Vor der Papiermachergasse hielt der Wagen an. Auf einen aus dessen Innerem empfangenen Befehl band der Kutscher die Zügel an die eisernen Laternenständer und ging nach einem Laden hin, wahrscheinlich um Papierwaren in Empfang zu nehmen und an den Wagen zu bringen. Ich meinerseits begab mich auf die rechte Seite des letzteren und machte mich da zum zweiten Male bemerklich. Die Dame blickte mich an und lachte, ja

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

man konnte sagen, sie brach in lautes Gelächter aus. Dann sah ich, wie sie aus ihrem Busen einen silbernen Schreibstift nahm. Erst dachte ich, sie wolle mir ihn als Andenken verehren. Als sie aber dann ein Stück von dem weißen Packpapier abriß, in welches die vorher auf dem Markte eingekauften Stoffe gewickelt waren, und darauf zu schreiben begann, wurde ich wieder irre. „Ach Gott," dachte ich bei mir, „sie kann sogar schreiben," und entnahm aus den Bewegungen ihrer Bleifeder, daß ihr Schriftstück aus ungefähr acht oder zehn Worten bestehen müsse. Gerade als sie mit Schreiben fertig war, kam auch der Kutscher mit einem Packet Papierwaren in der Hand aus dem Laden zurück. Jetzt nun, da sie dem Kutscher das Billet gab und ihn damit zu mir hinschickte, wurde ich vor Freude erst halbtoll, begann aber sogleich vor Angst zu zittern. Denn es war ja möglich, daß dieses Billet für mich eine freundliche Aufmunterung enthielt, aber ebensogut konnte eine tadelnde Zurückweisung darin stehen. Der Wagen fuhr darauf weg, und ich öffnete das Billet, um mit Begier seinen Inhalt zu verschlingen. Es enthielt folgende wenige Worte:

„Du kennst mich zwar nicht, ich aber habe deine Bekanntschaft schon einmal gemacht. Für jetzt suche nicht meinen Weg zu kreuzen, ich werde dich schon zu finden wissen."

Ihre Nachspürung hatte ich eingestellt, so weit war ja die Sache in Ordnung und ganz dem Wunsche der Dame entsprechend. Sollte ich nun aber diesen als

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

einen Beweis ihrer Huld, oder aber als eine Zurückweisung auffassen? „Sie hat meine Bekanntschaft gemacht, sagt sie. Wo mag sie mich nur gesehen haben? Doch laßt mich einmal nachdenken! Es ist eine ganz rätselhafte Geschichte. Und sieh' mal, sieh' mal, da ist der Satz: Versuche nicht, meinen Weg zu kreuzen! Was soll das bedeuten? . . . Etwa einen Korb? Nein, nein, ein Korb ist das nicht! „Ich werde dich suchen und finden," sagt sie ferner. Wo will sie mich aber finden? Ich wohne im Viertel Sultan Ahmed. Ich verstehe jetzt, sie giebt mir einen Verweis, einen varitabeln Nasenstüber. Und zwar mit vollem Recht! Denn hätte sie das nicht gethan, so würde ich ihr bis zu ihrem Palast gefolgt sein, und das wäre ihr sicherlich unangenehm gewesen. Und auch mir selbst wäre es nicht recht gewesen; denn ich verabscheue Leute, die in dieser Weise ihre Liebe zu verstehen geben. Nach meinen Anschauungen müßten die Ingredienzen einer Liebeserklärung an eine Dame sein: Ein Augenblinken, ein grüßendes Winken, ein Schnurrbartdrehen, ein flüsterndes Flehen. Nein, das wäre ein förmlicher Skandal, ein wer weiß wie großer Skandal gewesen, eine Dame, um deren Liebe und Zuneigung ich mich bewarb, vor den Augen der Welt bloß zustellen. Eine Gemeinheit hätte man das geradezu nennen müssen . . . nennen müssen! So also, mein Augapfel, geht das nicht. Wie nun aber weiter soll ich ihr meine Liebe gestehen? Schreibe ich ihr einen Brief, kann sie ihn vielleicht nicht lesen; kann sie ihn lesen, kann sie vielleicht keine

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Antwort schreiben; denn auf tausend Damen findet sich kaum eine, die lesen und schreiben kann.

Nun hätte ich ja durch die Vermittelung von Hausiererinnen oder Badbeutelträgerinnen bis zu einem gewissen Grade vorwärts kommen können, aber auch das war ein schwieriges Unterfangen. Doch getrost, die Sache wird sich schon machen lassen! Sollte die Dame denn ohne alle Absicht gesagt haben: „Ich werde dich suchen und finden!"?

Unter solchen Grübeleien kam ich nach Hause. Die Dame kam mir nicht aus den Gedanken, bis ich mich niederlegte und einschlief. Und dabei war es für mich eine ausgemachte Sache, daß sie eine reizende Erscheinung war. Wenn ihre Anmut und Schönheit durch einen so dichten Schleier hindurch ihre Strahlen warf, wie mußte sie erst gewinnen, wenn sie sich unverhüllt darbot. Mochte dem sein, wie ihm wollte, ich verfiel in einen tiefen Schlaf. Doch welch' starken Eindruck mußte das heutige Erlebnis auf meinen Geist gemacht haben, daß es mich sogar noch in den Schlaf hinein verfolgte. Ich träumte, ich wäre in Kiaghidhané[1]). Das war aber eigentlich gar nicht Kiaghidhané, sondern es war ein urwaldähnliches Baumdickicht. Während ich nun zwischen den Bäumen spazieren ging, kam mir auf einmal der bewußte Kutscher entgegen und überbrachte mir von seiner Herrin nebst einem Gruß einen

[1]) Türkischer Ausdruck für unser: „Süße Wässer von Europa," in deren Nähe eben der Ort obigen Namens (bedeutet „Papierfabrik") liegt.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt

Brief. Ich überlas ihn. Sie befahl mir, sie aufzusuchen, indem ich fünfzehn bis zwanzig Schritte hinter dem Kutscher herginge. So that ich denn und gelangte schließlich an einen dicht mit Bäumen umstandenen Platz, welcher selbst für ein Stelldichein ein wenig abgelegen und einsam war. Hier erblickte ich die bewußte pergamentfarbige Kutsche mit samt den zwei Sklavinnen. Der Ort war ganz verlassen, die Gelegenheit günstig, und so näherte ich mich geradewegs dem Wagen und knüpfte mit der Dame ein Gespräch an. Was ich ihr aber sagte und was sie mir antwortete, das ist meinem Gedächtnis vollständig entschwunden. Nur auf soviel kann ich mich genau besinnen. Als ich nämlich bei Beginn der Unterhaltung hin scherzafter Weise schilderte, wie ich mir das bewußte Billet ausgelegt, und was für Träumereien ich daran angewoben hätte, erwiderte sie mit einem feinen Lächeln: „O, das macht nichts! Im Gegenteil, ich bin mit diesem Stand der Dinge sehr zufrieden; denn er ist mir ein Beweis, daß unser heutiges kleines Zusammentreffen einen außerordentlichen Eindruck auf dich gemacht hat.“ Mit diesen Worten ließ sie mir noch verschiedene andere Beweise ihrer Liebe und Zuneigung zu teil werden. Hierüber wachte ich auf.

Allerdings war alles nur ein Traumgebilde gewesen. Aber schon dies machte mich unbeschreiblich glücklich. Ach, wenn ich doch jede Nacht einen solchen Traum hätte haben können! Doch damit war es nichts. Von dieser Zeit an sah ich sie weder am Tage irgendwo,

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

noch auch in einem Traume wieder, was mich sehr traurig machte. Die Jugend ist nun einmal so! Man hätte ja füglich nichts dagegen einwenden können, wenn ich infolge günstiger Umstände in der Lage gewesen wäre, mit einem weiblichen Wesen, das ich zum ersten Male gesehen, einen Herzensbund zu schließen, aber immerhin blieb es wunderbar, wie dieses Herzensbündnis all' mein Denken verwirrte. Die Dame kam mir Tag und Nacht nicht aus dem Sinne. Das hieß soviel, als: ich hatte ein Liebesverhältnis. Mit wem? mit einer Dame. Wer war die Dame? wußte ich nicht. Ja, kann man denn mit einem Schemen einen Herzensbund knüpfen? Soweit die wunderliche Seite an meinem Verhältnis. Nun wollen wir die Frage aber auch einmal vom Standpunkte der Billigkeit abwägen und prüfen, wieviel dabei auf die Schale meiner jugendlichen Altersstufe entfiel. Was mein Herz wünschte, war, die Dame für mich zu gewinnen. Das war ja soweit ganz gut. Aber ich wußte genau, daß, wenn die Dame verheiratet war, der Liebe Mühe auch umsonst gewesen wäre, und selbst, wenn es mir gelingen sollte, sie zu bethören, dieser Erfolg die Grenzen der guten Sitten überschreiten würde. Wohl sagte ich dies mir selbst, aber die Stimme meines Herzens verwahrte sich dagegen. Sie redete mir ein, daß ich für ein Mädchen in Liebe entbrannt sei. Allerdings hatte ich schon angedeutet, daß die Dame nicht mehr Mädchen war. Aber selbst angenommen, sie wäre noch eins gewesen, und es wäre mir geglückt, von dem Feuer in

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

meinem Busen auch in ihr Herz ein Fünkchen zu werfen und zur Glut zu entfachen, mit anderen Worten, auch das Mädchen wäre für mich in Liebe entbrannt, was hätte denn das alles genützt? Bei uns zu Lande bekommen die Mädchen nicht den Gatten, den sie sich wünschen und den sie lieb haben, nein, die Väter erwählen sich ihre Schwiegersöhne nach ihrem Gutdünken. Wehe einem Mädchen, von dem bekannt wird, daß es einem Jünglinge Beweise seiner Liebe geschenkt hat! Sogleich heißt es von ihm, es habe den Schleier seiner Keuschheit zerfetzt.

Doch solche Urteile der Welt habe ich gut anführen von meinem jetzigen Standpunkte aus. Damals aber, unter dem Einflusse der Jugendlichkeit, kam mir nichts von alledem in den Sinn. Mochte es kommen wie es wollte, ich hatte nur den einen Wunsch, die Dame noch öfters sehen und mich ihr angenehm machen zu können, und so geriet ich jeden Morgen und jeden Abend, ja an manchen Tagen dreimal auf die Kalpakdschylar Baschy und kehrte jedesmal, wenn ich sie wiederum nicht gefunden hatte, ganz verzweifelt nach Hause zurück. Das Sonderbare an der Sache war, daß diese Leidenschaft in ganz außerordentlichem Maße meine Anschauungen milderte und meine Sitten verbesserte. Während ich früher, sobald ich eine sah, sogleich mit den Augen zwinkerte, und sobald mir eine begegnete, den Schnurrbart zwirbelte, stand ich jetzt unter dem Eindrucke der Furcht, es möchte, falls ich etwa jenem Wagen verliebt zuwinkte, die Dame meines Herzens

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

sich im Nachbarwagen befinden und mir dann ihre allfallsige Liebe wegen meiner Flatterhaftigkeit entziehen. Doch war sie überdies nach meinem Dafürhalten die Herrlichste von allen. Ihre elementare Schönheit hatte in meiner Einbildung eine solche Wirklichkeit und Fleischwerdung erlangt, daß es für mich nichts Schöneres mehr auf der Welt gab. Das war für mich zum Axiom geworden, und ich hatte mich gewöhnt, diese so von meiner Phantasie geformte Schönheit keinem anderen Weibe zuzuerkennen, keine andere liebreizend zn finden.

Doch genug davon! Es vergingen inzwischen ungefähr acht Wochen, und da von der Dame auch nicht ein Lebenszeichen zu mir gelangte, so verstärkte sich in mir der Verdacht, daß sie mit ihrem mir schriftlich gegebenen Versprechen, mich suchen und finden zu wollen, mich nur auf eine gute Manier hatte los werden wollen. Indessen wollte mein Herz daran nicht glauben, und ich erfand tausenderlei Bemäntelungen, um mich selbst zu betrügen. „Wozu hatte sie dann, wenn sie mich hatte zurückweisen wollen, nötig gehabt, den Wagen halten zu lassen, das Billet zu schreiben und mir dieses vor aller Welt zuzuschicken? Nein, sie hätte mich vielmehr mit frostigem Gesicht zu meiner Verzweiflung abblitzen lassen können. Demnach könnte das Schreiben dieses Billets unbedingt nur — — —. Jawohl, so und nicht anders hing die Sache zusammen, ohne daß freilich viel damit geholfen worden wäre: Sie hatte nämlich offenbar, als sie mich irgendwo ge-

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

sehen und kennen gelernt hatte, nicht gewußt, wo ich wohne und welcher Leute Kind ich sei. Hätte sie das gewußt, so hätte sie unzweifelhaft ihr Versprechen gehalten."

In dieser Weise ging ein Vierteljahr dahin — von der Dame meines Herzens war nichts zu sehen und zu hören. Ich verkehrte täglich mit verstörten Sinnen in der Kalpakdschylar und ging jedesmal voller Verzweiflung wieder von dannen. Da wahrhaftig erblickte ich eines Tages ganz unerwartet die bewußte pergamentfarbige Equipage — oder vielmehr ich erblickte sie nicht; denn, als ob sie durchsichtig wäre, sah ich in ihrem Innern meine Dame sitzen. Vor Freuden wurde ich halb wahnsinnig, lief rasch hinzu und trat in den Laden, in welchem die Insassen des Wagens ihre Einkäufe besorgten. Ich setzte mich auf die Ladenbank, aber, o weh, im Wagen befand sich keine Dame. An Stelle der früheren zwei jungen Sklavinnen fuhr diesmal nur die eine von ihnen in Gesellschaft einer alten Frau. Das machte mich vor allem ganz traurig. Daß ich wiederum meine Dame nicht hatte sehen dürfen, brachte mich dem Weinen nahe. Die genannte Maid aber lächelte, sobald sie mich erblickte, und flüsterte der Alten sofort etwas in das Ohr, worauf diese unverzüglich ebenfalls sehr aufmerksam mich zu betrachten begann. Das stimmte mich wieder froh. Kein Zweifel, die junge Sklavin konnte der Alten nur zugeraunt haben: „dort, das ist der Herr, der damals unsere Herrin gesehen und ins Herz geschlossen hat." Eine

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Weile lachte mir die genannte Sklavin zu, und ich lüge nicht, wenn ich sage, daß ich nur deshalb nicht reagierte, um zu zeigen, daß meine Liebe einzig der Herrin angehöre. Andererseits wollte ich diese Gelegenheit nicht ungenützt vorübergehen lassen und so verlangte ich von Pedros, dem Besitzer des Ladens, Feder und Papier. In Eile schrieb ich dann im Laden folgenden Brief:

„Sehr ehrbares und tugendsames
gnädiges Fräulein!

Ich kann Ihnen nicht schildern, in welchem Zustande ich mich befinde, seit ich neulich auf Kalpakdschylar Baschy ein flüchtiges Zusammentreffen mit Ihnen hatte, und zumal, seit Sie auf Schahsadé Baschy mir eine schriftliche Zusage zukommen ließen. Seitdem ist mir die Welt ein Kerker und das All ein öder Raum. Ich weiß es, daß Ihre Großmut und Barmherzigkeit damit nicht einverstanden sind, und ich lebe der Hoffnung, daß Sie das bekannte Versprechen einlösen werden. Daß dies bis jetzt aufgeschoben worden ist, liegt sicherlich nur daran, daß Eurer Hochwohlgeboren meine Wohnung unbekannt gewesen ist. Nun, Ihr ergebener Diener wohnt im Sultan Ahmed-Viertel, Moscheestraße Nr. 12. Wenn Sie irgendwie wünschen, so brauchen Sie nur mit der Stadtpost unter bezeichneter Adresse zu schreiben, dann gelangt der Brief sicher zu Händen Ihres unterthänigsten Dieners. Noch einmal wiederhole ich, daß die Kraft zu geduldigem Ausharren mich

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

zu verlassen droht, und flehe Sie an, nicht länger mehr mit den Beweisen Ihrer Barmherzigkeit zögern zu wollen."

Diesen Brief schob ich in ein Couvert, versiegelte ihn und übergab ihn dem Pedros. Dieser trug ihn zum Wagen zusammen mit einem Packet. Gott weiß, wie er es angestellt hat, jedenfalls aber hat er, als er den Brief abgab, der Sklavin das Versprechen abgenommen, ihn ja an die Dame zu befördern. Nun aber begann meine Einbildungskraft erst recht zu arbeiten: „da geht der Brief hin — in zwei Stunden ist er in ihren Händen — wenn ihn die Dame auf der Stelle beantwortet, ob dann wohl die Abendpost schon ihre Erwiderung bringen kann? Aber nein, heute abend ist es mir noch nicht möglich. Denn in dieser meiner Verfassung geht das nicht, da muß ich mich erst ein wenig schön machen. Na, mein Lieber, es hat auch bis morgen Abend Zeit. Aber ist es möglich, sich so lange in Geduld zu fassen? Nein, nein — sondern — aber — — nicht doch, nicht doch — also so — indessen —." Schließlich kam ich unter hunderttausend derartigen Grübeleien für und wider nach Hause.

Mein Ohr hing an der Thür, und wenn diese einmal klapp! machte: Hurrah, der Briefbote ist da! „Um Gotteswillen", denke ich, „daß nur der Brief nicht etwa in unberufene Hände gerät", renne zur Thür und öffne. Wen erblicke ich? Unseren Sauermilchmann, den Mann, der die sauere Milch für den Abend

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

bringt. Ich fluche fürchterlich in meinem Inneren, aber was hilft's? Ich kann ihm doch die Sache nicht verraten, und so nehme ich die saure Milch und trage sie herein. Meine Mutter bemerkte diese Umstände und deutete sich, Gott weiß wie, meine ungewöhnliche Geschäftigkeit. Das war ja ganz gut, aber diese Geschäftigkeit hielt ungefähr bis ein halb ein Uhr an. Nach diesem Zeitpunkte glaubte ich die Hoffnung betreffs des Postboten aufgeben zu müssen und stellte meine Spaziergänge nach der Thür ein. Und die Zeit verging. Ich legte mich schlafen und ach! im Bett meine Phantasien, meine sich jagenden Gedanken, wie herrlich waren sie! Wenn nur das Geringste dieser Phantasiegebilde in Erfüllung gegangen wäre, dann hätte es in der ganzen Welt keine größere Glückseligkeit gegeben! Es wurde sieben Uhr; bis zu diesem Augenblicke war kein Schlaf in meine Augen gekommen. Ich stand wieder auf und zündete mir eine Cigarette an. Es war im Herbst, die Witterung kühl, ich aber glühte und war von Schweiß überströmt. Ich öffnete das Fenster und war willens, mich nach der Straße zu zu setzen. Doch ist dies in Stambul möglich, wo unsere Straßen nur vier Ellen breit sind, und auf beiden Seiten Balkone von je einer Elle Tiefe vorspringen, wo demnach zwischen meinem und des Gegenübers Fenster nur ein Zwischenraum von zwei Ellen übrig bleibt? Was sollte da der Nachbar denken, wenn er mich am Fenster erblickte? Einen Mann, den man so um Mitternacht am Fenster



Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

sähe, würde man sicherlich einen Bruder Lüderlich nennen.

Damit war es also wieder nichts, und ich zog mich vom Fenster zurück. Wiederum warf ich mich auf das Bett und mußte doch schließlich eingeschlafen sein. Der Morgen kam. Ich stand auf, kleidete mich wie gewöhnlich an und ging zur üblichen Stunde in das Bureau. Unbekümmert darum, wer das Schreibwerk und wie er es besorgte, jedenfalls saß ich meine offizielle Zeit bis achteinhalb Uhr im Bureau ab. Darauf erhob ich mich. Das Wetter war an jenem Tage ein wenig unfreundlich, und da ich wußte, daß dann auf der Kalpakdschylar keine Menschenseele anzutreffen, und da ferner auch mein ganzes Denken in Aufruhr war, so ging ich geraden Wegs nach Hause. Eben wollte ich den Thürklopfer heben, als hinter mir irgend jemand sagte: „Ist dieser Brief an Sie, mein Herr?“ Da mein Ohr schon die ganze Zeit über auf einen Brief gespitzt war, so drehte ich mich blitzschnell um. Als ich nun die Aufschrift nur bis zur Hälfte lesen konnte, begnügte ich mich damit, meinen Namen darin zu sehen. „Jawohl, er ist an mich“, sagte ich, und, als er nun gar fortfuhr: „Absender erwartet Sie dort“, da wurde es mir ganz wirbelig im Kopfe. „Wo?“ frug ich, „dort“ erwiderte er. „In der Kutsche gekommen?“ frug ich weiter. „Nein, mein Herr“, erwiderte er, „wozu in der Kutsche? zu Fuß gekommen“. Ich stürzte vor dem Burschen her und versuchte, unterwegs den Brief zu lesen, ließ es aber dann sein. Wußte ich

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

ja doch ganz genau, er würde mir verkünden, daß sie dort auf mich wartete, um mich zu sehen. Ich nahm alle meine Kraft zusammen, lief dahin und dachte: „Lieber Gott! Sieh einer! welch' treue Anhänglichkeit! Auf ihren eignen Füßchen ist sie bis hierher gekommen! Aber das soll nicht unser Schaden sein! Zum mindesten sehe ich ihr ein kleines Weilchen in das süße Angesicht, mündlich trage ich ihr mein Flehen vor und meine innigsten Wünsche." So dachte ich bei mir selbst. Der Bursche, der sich meine hochgradige Aufregung nicht zu deuten wußte, sagte endlich: „Lieber Herr, meine Sohlen sind geplatzt! Warum rennen Sie denn so?" Ich erwiderte laut: „Das verstehst du nicht, Kamerad!" und dachte dabei in meinem Innern: „Ach du Ärmster! Hat wohl auf dich jemand einmal drei Monate lang gewartet?" Und so lief und lief ich immer darauf los. Schließlich gelangten wir zum Tschenberli Tasch[1]), und ich frug nun den Burschen: „Wo, mein Lieber?" Sagte er mir darauf: „Dort im Kaffeehaus." Eben trat jemand aus dem Café heraus. Und wer war's? Mein Schneider Kaspar! Ich war wie vom Donner gerührt.

---

[1]) „Der Stein mit den Reifen", ein säulenförmiges Denkmal aus der byzantinischen Zeit, welches, durch Blitzschlag beschädigt und durch das Alter verfallen, mehrfach repariert, zuletzt unter Mustafa II. mit starken eisernen Reifen versehen wurde; es liegt auf dem Atmeidan (Roßplatz) der Altstadt und ist bei Europäern bekannter unter dem Namen der „verbrannten Säule". Anm. d. Übers.



Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt

Und der Brief? Ich öffnete ihn. Und was war es? Ein Mahnbrief!

Ich wurde vor Wut ganz blau im Gesicht. „Konntest du hierfür keinen passenderen Zeitpunkt finden, als gerade jetzt?“ herrschte ich den Schneider an und gab ihm noch andere schlimme Worte anzuhören. Sodann machte ich mich wieder auf den Rückweg, und auch der Bursche, der offenbar sah, wie es mit mir stand, drang nicht weiter in mich und ließ jedenfalls die Sache mit einem in den Bart gemurmelten „Hol' dich der Teufel“ für diesmal so hingehen, zum wenigsten lief er mir nicht nach. Ich ging geradewegs nach Hause. Mir war sehr elend zu Mute. Meine Aufregnng war zu groß gewesen, und ich wurde förmlich krank. In dieser Zeit trat eines Tages meine alte Erzieherin Fedaiy mit den Worten: „Hier, mein Beg, ein Schreiben an dich!“ bei mir ein und holte aus ihrer Tasche einen Brief heraus, den sie mir einhändigte. Ich bemerkte, daß das Kouvert rosenrot war und dachte bei mir: „O Herr des Himmels, habe Dank! Unzweifelhaft, er ist von ihr!“ Die Sklavin zu fragen, wer ihn gebracht, oder dergleichen, hatte ich gar nicht erst nötig, denn bei einem prüfenden Befühlen des Briefes entdeckte ich in seiner Faltung eine Photographie. Allerdings machte mich dann der Umstand stutzig, daß auf dem Umschlag der Stadtpoststempel fehlte, und so rief ich Fedaiy doch zurück und frug sie nach dem Überbringer. „Ein Diener hat ihn gebracht“, erwiderte sie, „und will morgen von mir die Antwort entgegen-

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

nehmen." Das verdroß mich. Was sollte das heißen? Als ich aber nun entgegnete: „Ich will den Diener selbst sehen und ihm eigenhändig mein Antwortschreiben überreichen", da wurde die Schwarze ganz böse und rief: „Was geht mich die ganze Sache an? Man hat eben dem Diener den Auftrag so und nicht anders gegeben! Thu' du, was du willst!" Ich versank in tiefes Nachdenken. „So hat die Dame doch am Ende ihm diese Anweisungen mit auf den Weg gegeben. Überdies, so eine Schwarze ist ein unerfahrenes, dummes Ding. Man darf nicht zu scharf mit ihr ins Gericht gehen." Und so gab ich der Fedaiy fünf oder zehn Piaster, und es gelang mir endlich dadurch, und daß ich ihr vorschmeichelte: „Meine liebe, gute Bonne, sei mir nicht böse! Es soll alles geschehen, wie du es gesagt hast!" mit Mühe und Not ihren Ärger zu beschwichtigen. Wie dem auch sein mochte, die Schwarze ging. Ich aber erbrach den Brief und hielt mir jetzt beides, Brief und Bild, gleichzeitig vor die Augen. Sollte ich nun zuerst den Brief lesen, oder zuerst das Bild anschauen? Darüber war ich mir ganz im unklaren. Schließlich warf ich einen Blick bald auf das Bild, bald in den Brief, dessen Inhalt wie folgt lautete:

Sehr geehrter Herr!

Ihr Schreiben kam in meine Hände. Wenn ich sie auch nicht geradezu ein Wunder nennen will, so war ich doch über Ihre Divinationsgabe erstaunt. In der That ist meine bisherige Saumseligkeit darauf zurückzuführen, daß mir Ihre Wohnung durch-

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

aus nicht erinnerlich war. Nun aber kenne ich sie. Da ich indessen gegenwärtig sehr beschäftigt und von Hindernissen umgeben bin, so müssen Sie sich immer noch eine Weile in Geduld fassen. Heute sende ich Ihnen ein Bildnis von mir, welches anzuschauen Ihnen vielleicht Vergnügen machen wird.

Gez. Die Bekannte.

„Aufgeschaut, meine Herren! Was mir die Dame damals in dem Billet geschrieben hatte, war also doch nicht eitel Wind. Wäre ich damals nicht so mißtrauisch gewesen, so hätte ich ihr meine Wohnung wissen lassen und mir damit all' die Qualen erspart, denen ich weiterhin zum Opfer fiel. Aber was machte das aus? Solche Erschwernisse sind schließlich nur geeignet, Öl in das Feuer der Liebe zu gießen; solche Hindernisse erhöhen schließlich nur den Wert der endlich errungenen Huld. Und sieh mal! Welche kluge Zurückhaltung steckt doch in der Unterschrift: „Die Bekannte." Ja, ja! That sie nicht ganz recht daran? Wie verständig, wie umsichtig für den Fall, daß der Brief jemandem in die Hände fiel! Doch dieses Bildnis! . . . Hm! . . . Ich weiß nicht, aber nach meiner Ansicht war die Dame doch nicht ganz so schlank gebaut! Ihre Schönheit war ja thatsächlich vollkommen, ihr Gesicht jawohl ganz jugendlich, aber — — — Freilich, sie saß im Wagen, von der Feradscheh verhüllt, vielleicht hatte sie darunter noch Pelzwerk oder etwas Ähnliches angezogen. So wird's auch sein. Der dicke Schleier, die Dunkelheit auf dem Innenteile des großen Bazar — da konnten

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

ihre zarten Formen nicht zur Geltung kommen. Doch, meiner Seel', sie ist auch noch gar nicht so weit in die Jahre. Wahrscheinlich eine junge Frau, jung an Jahren, aber alt an Verstand. Nein, sieh mal einer, wie weit die Vorsicht geht! Nicht einmal einem Briefe sich anzuvertrauen!"

„Der Spaß gefällt mir! Und welche Schönheit und Anmut! Diese Stirn! Wie lang sie ist! Wahrhaftig, es war der Mühe wert, mich zu verlieben! Wann werde ich wohl ein Stelldichein von ihr erlangen? Und diese Augenbrauen, diese Augen! Und auch das ist sehr beachtlich, daß die Dame nicht, wie so viele Thörinnen, sich Gesicht und Augen mit Schminke und dergleichen verschmiert! Es ist überhaupt eine ganz besondere Gunst des Schicksals. So eine, wie sie, ist keine Jagdbeute, die jederzeit in die Falle geht. Doch, jetzt will der Brief beantwortet sein!" Und so schnitt ich mir Papier zurecht und hub folgendermaßen an:

Gar ehrbares und tugendsames gnädiges Fräulein!

Ihr geehrtes Schreiben, sowie Ihr entzückendes Bildnis sind richtig in meine Hände gelangt. Das Erstere habe ich mit gebührendem Respekte durchgelesen, während das Letztere mit so hoher Ehrfurcht von mir aufgenommen worden ist, daß nur ein Kniefall gefehlt hat, um einen echten und gerechten Bildergötzendienst zu stande zu bringen. Je mehr aber dadurch meine Sehnsucht gesteigert worden ist, um so mehr will sie auch eines Tags gestillt werden. Nun, so nehme ich meine Zuflucht zu Ihrer Herzens-

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

güte. Könnten Sie sehen oder hören, oder wüßten Sie, wie ich Tag und Nacht weine vor Sehnsucht nach einem Zusammentreffen mit Ihnen, so würde Ihr gutes Herz dieses Zusammentreffen nicht länger verzögern. Ich wüßte nicht, was ich dem noch hinzufügen sollte. Unter allen Umständen liegt Gnade und Barmherzigkeit bei Ihnen. Auch Ihr ergebenster Diener schließt ein Bildnis von sich bei, welches Sie betrachten mögen, sobald Ihre Güte sich dazu herbeiläßt.

Diesen Brief unterzeichnete ich, versiegelte ihn und übergab ihn am nächsten Morgen der Fedaiy. Ich stand auf und begab mich zur rechten Zeit auf das Bureau. Aber mit dem Bilde in meiner Tasche, ging ich aller Minuten in das Erholungszimmer, um es zu betrachten. In Wirklichkeit war es ja durchaus nicht identisch mit dem Bilde, welches ich mir früher in meiner Phantasie ausgemalt hatte, und konnte es auch nicht sein. Jenes Bild war etwas elementar-ideelles, dieses eine konkrete Realität. Trotzdem konzentrierte ich mein ganzes Denken nur auf dies letztere und lernte es gewissermaßen derartig auswendig, daß ich mir schließlich getraute, das Original unter einer Million Menschen mit Leichtigkeit herauszufinden.

Seit Absendung des Briefes war eine Woche verstrichen, ohne daß sich irgend etwas gerührt hätte. Wiederum ergriff mich eine innere Unruhe. Das Bildnis zwar kam mir nicht aus den Augen; indessen konnte seine Betrachtung meine Unruhe doch nicht

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

bannen. Ich schmiedete Pläne, wollte an die Dame noch einmal schreiben, sie beschwören, mich bitter beklagen, ihr eine Erwiderung abschneiden. Jedoch durch wen sollte ich ihr den Brief zustellen? Ratlos, wie ich war, ließ ich alles sein und beschloß, die Ereignisse an mich heran kommen zu lassen. Inzwischen vergingen volle zwanzig Tage. Da brachte mir Fedaiy eines Abends wieder einen Brief. Hastig sprang ich auf, nahm ihn ihr ab und öffnete ihn sofort. Und was stand darin? Die Dame ersuchte mich, noch an diesem Abend etwas nach ein Uhr mich am Tschenberli Tasch einzufinden, wo mich ein Mann in Empfang nehmen und zu ihr geleiten würde. Ach! welch glückliches Zusammentreffen! Meine Mutter und die anderen Familienmitglieder nämlich waren seit achtundvierzig Stunden verreist und kamen in den nächsten ein, zwei Tagen nicht zurück. Vor Freude wurde ich halb toll. Sofort erhob ich mich, zog neue Wäsche an und warf mich in Gala. Ein Glück, daß ich mich heute morgen hatte rasieren lassen; ich hätte sonst aus Mangel an Zeit wahrhaftig in Stoppeln dahin gehen müssen. Fedaiy setzte mir einige Bissen zum Essen vor, welche ich halb gekaut hinunter schlang. Das Wetter war winterlich und feuchtkalt. Deshalb legte ich meinen dicken Überzieher, um ihn, wie ich meinte, für den Notfall anzuziehen, nach europäischer Art über den Arm, nahm den großen Regenschirm in die Hand und zog die Napoleonstiefeln an, die ich mir erst ganz vor kurzem hatte machen lassen. So stürmte ich aus dem Hause hinaus

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

und geradewegs auf Tschenberli Tasch zu. Ein Uhr war vorüber. Auf der Straße war keine Menschenseele für mich da. Wer noch kam und ging hatte bereits die Laterne in der Hand[1]). Das Wetter war kühl, trotzdem aber schwitzte ich vor Aufregung. Den dünnen Überzieher hatte ich ebenfalls bereits ausgezogen und über meinen Arm gehängt. Es wurde ein Uhr dreißig Minuten, ein Uhr vierzig, ein Uhr fünfzig, es wurde zwei Uhr — noch immer ließ sich niemand sehen. Mochte die Uhr immerhin zwei sein, aus meinen zwei Augen waren gewissermaßen vier geworden, mit denen ich gespannt nach allen Richtungen Umschau hielt. Doch noch immer war kein Mensch zu erblicken. „Gott im Himmel, sollte etwa ein schlechter Witz mit mir getrieben worden sein? Nein, das kann ich nicht annehmen. Aber dennoch muß an der Sache etwas faul sein. Wahrscheinlich ist wieder irgend etwas dazwischen gekommen."

Während ich so monologisierte, tauchte eine Laterne vor mir auf und kam auf mich zu. Ein Diener, den ich absolut nicht kannte! Er aber kannte mich und sagte zu mir: „Wenn es Ihnen gefällig ist, mein Herr, so wollen wir aufbrechen!"

Während ich mich auf den Weg machte, frug ich gleichzeitig den Diener aus:

---

[1]) Bis zu der im Jahre 1890 eingeführten Gasbeleuchtung war jedermann in Stambul durch polizeiliche Vorschrift verpflichtet, nach Einbruch der Nacht nur mit Laterne auszugehen. Anm. d. Übers.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt

„Sag' einmal, warum bist du denn so spät gekommen?"

„Verzeihen Sie, mein Herr, aber es kamen noch einige andere Dinge dazwischen."

„Wer ist im Palast gegenwärtig?"

„Alles ist zur Stelle, mein Herr."

Aha, alles, alles! Er hat ‚alles' gesagt! Meiner Seel', das wird wohl so viel bedeuten wie: Ist die Dame nicht da, dann sagt der Bursch: es ist niemand da; ist sie aber da, dann sagt er das Gegenteil von niemand, d. h. alles. Doch kann man es auch anders deuten: dann hieße: „alles ist zur Stelle" auch soviel wie: ein guter Tropfen Hoppel-poppel ist zur Stelle, oder ein bißchen musikalischer Hokus-Pokus. Aber nein, letzteres geht nicht an. Das würde zu riskant sein. Jedenfalls ist alles im besten Zuge, und unsere Sache sonnenklar. Also losmarschiert! Wir werden ja sehen! Doch wie weit ist der Weg! Schon sind wir bei Schahsadé Baschy vorbei und in der Sultan Mehmedstraße angelangt. Während ich innerlich so raisonierte, verließen wir die Hauptstraße, verloren uns in eine Nebengasse und machten endlich vor dem Thore eines Hauses in einem engen Gäßchen Halt. Es war genau dreiviertel auf drei Uhr und gerade noch rechte Zeit. Ohne daß ich den Klopfer in Bewegung zu setzen brauchte, that sich die Thür auf. Na, das gehörte sich so und war streng nach der Regel bei solchen Abenteuern. Ich ging durch die Thür ein, der Laternenträger blieb zurück. Oben an der Treppe trat mir

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

eine alte Frau entgegen. Ich für meine Person war halb tot vom Schwitzen und ganz fertig. Mit meinen beiden Paletots, von denen der eine mit Pelz gefüttert, der andere ein gewöhnlicher Winterüberzieher war, auf dem Arme, den mächtigen Regenschirm in der Hand, an den Füßen die Napoleonstiefel, so war ich im Eilschritt durch Dick und Dünn hierher marschiert und hatte mich dadurch gewaltig abstrapaziert. Doch das ließ sich unter allen Umständen wieder einbringen. Also nur Mut! Die alte Frau aber, die einen Leuchter in der Hand trug, forderte mich auf: „Nicht doch, mein Sohn, bitte zieh' deine Stiefeln aus, sie sind sehr schmutzig." „Ja, soviel weiß ich auch," brummte ich in mich hinein, „ich bin doch kein Esel! Aber die Stiefeln ausziehen und etwa da am Fuße der Treppe stehen lassen, wo ich sie erst vor kaum einer Woche für zweieinhalb Pfund gekauft habe, nein, davor bewahre mich Gott! Und zumal bei einer nächtlichen Expedition, wie diese, wo wer weiß, was alles passieren kann!" Und so stülpte ich über meinen einen Arm die beiden Überzieher, nahm in die zugehörige Hand meinen Regenschirm, in die andere meine Stiefel und stieg nach oben. Die Alte flüsterte: „in das Zimmer da!" In dem bezeichneten Zimmer brannte Licht. „Jedenfalls," dachte ich bei mir, „sind hier die Vorbereitungen zum Rendez-vous getroffen worden." Als nun die alte Frau mir zu verstehen gab: „Aber, bitte, ganz leise!", so trat ich so behutsam auf, daß ich gegebenenfalls nicht eine Ameise unter meinen

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Füßen zerdrückt haben würde. Leise auch öffnete ich die Zimmerthür.

Innen hing noch eine Portière vor, die hob ich in die Höhe und trat ein. Hilf Himmel! wo war ich hingeraten! Ich erstarrte zu einer Bildsäule. Ganz schwarz wurde mir vor den Augen. Es kam mir vor, als stürzte die Zimmerdecke über mir ein. Meine Kniee wankten. Wie festgebannt blieb ich mitten im Zimmer stehen. Meine Gesichtsfarbe mußte entweder weiß wie Asche oder schwarz wie Kohle geworden sein. Mein Blut stand still, meine Pulse stockten, es war mir, als sollte ich in den Boden versinken. Ich wäre am liebsten auf der Stelle gestorben. Wie sollte ich auch nicht? Denn hier in diesem Zimmer war „alles zur Stelle": meine Mutter, meine Schwestern, meine Tante und deren Schwiegermutter! Jetzt nun wandte sich meine Mutter zu mir mit folgenden Worten:

„Wie, mein Sohn? Was hat dich hierher geführt?"

Keine Antwort von meiner Seite.

„Und in diesem Aufzug? Wie ein polnischer Trödeljude?"

— — — — — — — — — — — — —

„Mein Lieber, warum hast du nicht wenigstens deine Stiefel unten gelassen?"

— — — — — — — — — — — — —

Meine Schwestern und die andern Damen brachen in ein Gelächter aus. In diesem Moment fiel meine Tante ein, gleichsam als wollte sie mir zu Hilfe kommen:

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

„Meine Liebe, ich bin es, die deinen Sohn hierher beschieden und zwar, weil er mir dieses Briefchen hier geschrieben hatte.“ Was war das? Holte sie nicht bei diesen Worten meinen Brief heraus, überlieferte sie ihn nicht der allgemeinen Heiterkeit? Schien es mir nicht, als ob meine Schwestern ihn an sich nähmen und mit lauter Stimme vorläsen? Ich weiß es nicht gewiß, denn in diesem Augenblicke fiel ich in Ohnmacht.

Nun auf einmal sahen sie alle ein, daß sie mit ihrem Scherze zu weit gegangen waren, und als sich mein Zustand verschlimmerte, sprangen sie erschrocken in die Höhe. Die eine goß mir Wasser ins Gesicht, die andere brannte Wolle an und hielt sie mir vor die Nase zum riechen. Dann richteten sie mich empor, trugen mich in ein anderes Zimmer und legten mich auf ein Bett. Eine Weile darnach schlug ich meine Augen auf und blickte um mich. Neben mir saß einzig und allein meine Tante, doch wagte ich nicht sie anzusehen. Zum Glück ist sie eine sehr verständige Frau und begann denn auch sogleich mir Trost zuzusprechen: „Das sind ja nur Jugendthorheiten, mein Sohn! In den jungen Jahren macht man das nun einmal so. Kein Mensch wird dich darum schelten, mein Lämmchen! Es ist ja auch kein Fremder, sondern ich bin es gewesen“ und was sie sonst noch vorbrachte. Und wie sie mich so ins Recht setzte, entschuldigte und weiß wusch, wurde mein Blut wieder ruhig und mein Verstand wieder klar. Ich stand auf und begann mit der Tante zu plaudern:

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

„Mein liebes Tantchen, sag' einmal, was ist mir denn da für eine Geschichte über den Hals gekommen?"

„O, das hat nichts zu sagen, mein Kind, es ist nur ein Scherz!"

„Aber bitte, das sollte ein Scherz sein?! Wer hat mir das angethan?"

„Wer dir das angethan haben soll? Ich war es."

„Du? Wie hast du das angestellt?"

„Wie ich das angestellt haben soll? Sehr einfach. Die Dame, die du das erste Mal in der pergamentfarbigen Kutsche auf Kalpakdschylar gesehen hast, diese Dame war ich. Die dir vor dem Papierwarenladen jenes Billet geschrieben hat, diese Schreiberin war ich. Nur daß du mich, weil ich einen dicken Schleier übergezogen hatte, nicht erkannt hast. Während ich jenes Billet schrieb, verschränkte ich überdies die Feder ein wenig und verkürzte meine Schriftzüge, sodaß du auch meine Schriftzüge nicht wieder erkanntest. Später kam mir dann der Brief zu, welchen du in Pedros Laden abgefaßt hattest."

„Ganz recht, wem aber gehörte der Wagen?"

„Dem Kutscher Christo, der hier herum wohnt. Wegen der Nettigkeit seiner Kutsche pflege ich ihn in Nahrung zu setzen."

„Nun bitte, wo hast du dann jene Sklavinnen aufgetrieben und im besonderen das Mädchen, welches dir damals den Brief überbrachte?"

„Das waren keine Sklavinnen. Was sie in Wirklichkeit sind, sollst du nachher erfahren. Wiederum

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

war ich diejenige, welche deinen Brief beantwortete, ja, das Erwiderungsschreiben dir sogar selbst hintrug und nebst den nötigen Anweisungen eigenhändig der Fedaiy übergab. Dann hattest du . . ."

„Ganz recht. Was aber bezwecktest du mit alledem?"

„So sind nun die jungen Leute! Kennen ihre eigene Tante nicht und machen ihr dabei Liebeserklärungen! Ich nun ließ es mir angelegen sein, dir zu beweisen, daß man auf diesem Wege nicht vorwärts kommt, daß es dem Menschengeschlechte am Ende nicht beschieden ist, auf dieser Welt in ewiger Jugendlichkeit, sondern vielmehr nach Art des gesetzten Alters zu leben. Dem Himmel sei Dank, daß es doch noch junge Leute giebt, die Verstand im Kopfe haben und trotz ihrer Jugend die Weise des reiferen Alters wählen, d. h. sich ein zu ihnen passendes Mägdlein erküren, um mit ihr in selbiger Weise zu leben und zu sterben. Du freilich hast das noch nicht begriffen. Aber meinst du denn etwa, wenn du dein ganzes Leben lang gleich niedrig gesinnten Burschen und Gassenjungen dich so auf der Kalpakdschylar herumtreibst und vor jeder Frau, die dir begegnet, — und du verschonst dabei nicht einmal deine eigenen Familienangehörigen! — deinen Schnurrbart drehst und wie die Affen dein Gesicht und deine Augen verzerrst und verzwinkerst, meinst du also, daß die Frauen über ein so sonderbares Benehmen so sehr entzückt sind? Die das etwa sind, das sind eben solche, die, wie du, ihre ganze Lebenszeit in Niedrigkeit und Schande hinzubringen pflegen."

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

„Ach, liebes Tantchen, das ist ja alles wahr. Aber, warum hast du mir diese Photographie zugesandt? Alles, alles will ich ja meinetwegen noch einen Scherz nennen, aber dies, paßte dies noch in den Rahmen eines Scherzes hinein? Damit hast du wahrhaftig meinen armen Kopf ins Elend gestürzt."

„Wieso?"

„Das will ich dir sogleich auseinandersetzen. Die Dame, die ich damals in der pergamentfarbigen Kutsche gesehen hatte, war mir nicht so fest im Herzen haften geblieben, daß sie oder sonst auch eine Frau, die mir in dieser Welt vor die Augen gekommen wäre, mich heute Abend an diesen Ort gebracht hätte. Nein, was mich hierher gelockt und mir eine so große Beschämung zugezogen hat, das ist eben dieses Bild."

„Ja, du hast recht! Soweit hätte ich doch nicht gehen dürfen. Das habe ich seinerzeit nicht so recht bedacht. Doch was schadet das? Schlage es dir aus dem Sinn, suche es zu vergessen."

„Aber, bitte, Tante, so etwas vergißt sich nie! Eher kann ich wohl selbst von Sinnen kommen, als daß dies mir aus dem Sinn käme."

„Ach! Was ist da zu machen? Ich sah dieses Bild auf dem Bazar und kaufte es. Gott weiß, wen es darstellen soll. So ist denn alles dies, mein Junge, nur ein leeres Hirngespinst von dir. Oder sieht etwa das Bild derartig aus, daß sein allfallsiges Original dich durch einen dritten zum Tschenberli Tasch und



Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt

zu sich ins Haus bestellen würde? Sieh es dir doch einmal genau an!"

„Ach, eben weil ich es so genau angesehen habe, bin ich in diese Patsche geraten."

„Außerdem bist du nicht so gestellt, daß du ein solches Glück verdientest."

„Warum?"

„Ja, du bist ein Ehefeind und ziehst das Herumflattern vor."

(Pause.)

„Ach Tante, wenn ich wüßte, daß ich das Original zu diesem Bilde erlangen könnte!"

„Und wenn nun, was würdest du dann thun?"

(Ein wenig verlegen). „Ich würde es heiraten."

(Ein Lächeln.)

„Meine verehrte Tante, warum hast du soeben gelacht?"

„Worüber werde ich gelacht haben? Über deinen Fall habe ich gelacht. Deine Eltern bestürmen dich bereits seit fünf Jahren. Warum hast du nicht geheiratet?"

„Ich wollte nicht so blindlings heiraten!"

„Wie willst du denn jetzt anders heiraten?"

„Nun, ich habe ja das Bild hier in meiner Hand."

„Das soll also leider heißen, daß du nur nach Schönheit gehen willst?"

„Aber, bitte, Tante, ist denn diese hier etwa nur schön?"

„Was denn sonst? Weißt du vielleicht, wer sie

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

ist, wie ihre Erziehung beschaffen ist, oder ob ihr Charakter mit dem deinigen harmonieren würde?"

„Ach, wegen solchem Kram will ich mir jetzt den Kopf nicht zerbrechen."

„So, soll das etwa heißen, daß du deine alten Anschauungen über Bord geworfen hast?"

„Beim Himmel, ich weiß gar nicht, wie mir ist. Es ist hier sehr heiß geworden. Bitte, Tante, befiehl etwas Wasser!"

„Das sollst du haben, mein Junge. Gül Perker[1]) bringe etwas Wasser."

Perker brachte Wasser, und ich trank es. Aus lauter Scham aber vor meiner Tante, wagte ich es nicht, sie anzublicken. Wie sollte ich auch, wo ich keinen Menschen anzublicken mehr den Mut hatte! Die Tante ließ auch für sich selbst etwas Wasser bringen. Auf einmal merkte ich, daß dieses Perkergesicht kein anderes war, als das Feengesicht in meiner Tasche. „Aber bitte, Tante —," weiter brachte ich bei meiner Verwirrung nichts heraus.

„Was ist dir, mein Sohn?" Inzwischen entschwand das Mädchen eilends meinen Blicken.

„Wer ist diese?"

„Ich weiß es nicht."

„Was, du weißt es nicht? Ist sie etwa nicht die Verkörperung des Bildes, welches ich hier in der Tasche habe?"

„Ich fürchte, du verwechselst sie!"

---

[1]) Persisch: Rosengesicht.



Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

„Ach geh' mir doch mit deinem Verwechseln! Ach bitte, Tante, erlöse mich aus meiner Verzauberung!"

„Ich traue dir noch nicht recht und darf es auch nicht. Du bist ein Gegner des Heiratens und deine Neigung zu Liebeleien ist noch zu groß."

Sofort erhob ich mich und erfaßte ihre Hand. Alle Scheu war von mir gewichen. Ich ließ die Hand wieder fahren, küßte ihre Füße und beschwor sie, mir zu sagen, wer Jene und ob sie eine Sklavin sei. „Ja," antwortete sie, „sie ist allerdings eine Sklavin und eine von den zwei Mädchen, welche du damals auf meinem Wagen gesehen hast. Sie war auch diejenige, welcher du nachher, als ich mit der Küchenaufseherin eingestiegen und zum Bazar gefahren war, den Brief übergeben hast." Ich bettelte: „Laß sie mir noch eine Cigarette bringen!" Mein Flehen wurde erhört und das Mädchen brachte die Cigarette. Ich wollte sie nehmen, war aber so kraftlos, daß sie zu Boden fiel. Hierüber lächelte das Mädchen. Himmel, ich wurde förmlich toll, aber vor Freude.

Kurzum, in dieser Weise verging der Abend. Am nächsten Tage kehrten wir nach Hause zurück. Da ich, wie oben bemerkt, nun alle Scheu überwunden hatte, entdeckte ich mich auch meiner Mutter. Sie war augenscheinlich sehr vergnügt darüber, daß ich mit meinen eigenen Füßen mich in einer derartigen Schlinge hatte fangen lassen; wahrscheinlicher aber war es, daß sie bereits vorher soweit in die Sache eingeweiht worden war, daß dieses ihr Vergnügtsein die unmittel-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt

bare Folge sein mußte. Ich will keine unnötigen Worte weiter machen. Wir vertrauten die fernere Gestaltung der Verhältnisse der Hanum Tante an und ließen sie in allen Stücken gewähren, wie sie es für gut fand.

Am nächsten Tage kam meine Tante und erklärte sich damit einverstanden, uns die Sklavin zu überlassen, aber nur unter einer Bedingung. Es sollte nämlich das Mädchen ein volles halbes Jahr nicht in mein Zimmer hereinkommen dürfen, und wenn ich dann nicht in ihrem Charakter, ihrem Betragen oder ihrer Erziehung einen Fehler entdeckt und dadurch abgeschreckt worden wäre, so sollte sie mein sein; weiterhin aber sollte ich einen Eid darauf ablegen, daß, wenn sie einmal mein wäre, ich sie niemals wieder verlassen und mich niemals nach einer anderen umsehen dürfte.

„Ach Tante", warf ich ein, „deine Bedingungen sind freilich recht hart. Mögen sie aber sein wie sie wollen, läßt sich denn wenigstens von der Wartezeit nichts abhandeln?" Durch mein inständiges Bitten erreichte ich denn auch endlich, daß jene auf vier Monate herabgesetzt wurde. Und wirklich hatte auch meine Tante sehr weise gehandelt. Denn nur ihren Bedingungen war es zuzuschreiben, daß ich das Mädchen so gründlich prüfte und ihr Thun und Lassen so aufmerksam verfolgte. War es doch keine Kleinigkeit, mich verpflichten zu müssen, sie, wenn ich sie einmal geheiratet hatte, niemals wieder von mir zu lassen!

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Leicht ist es, ein Versprechen zu geben, schwer aber, es zu halten. Indessen erwies sich das Mädchen so wohl erzogen, und ihr sittliches Verhalten war so vorzüglich, daß ich kaum eine Unvollkommenheit, geschweige denn einen schlechten Charakter an ihr hätte entdecken können, was mich ihr sonst abwendig gemacht haben würde. Endlich waren die vier Monate um. An einem Montag Vormittag kamen mein Vater, meine Tante, meine Mutter und meiner Tante Schwiegermutter zusammen. Ich und meine kleine Schwester horchten an der Thür. Man rief Perker herein. Mein Vater holte ein schon vorher fertiggestelltes Freilassungsdokument hervor und händigte es ihr ein. Meine Tante aber hielt folgende Ansprache an sie: „Mein liebes Mädchen! Bereits als du in mein Haus kamst, hatte ich dich freigelassen, dir aber, damit deine Erziehung ohne Störung von statten ginge, keine Mitteilung davon gemacht. Jetzt nun ist deine Erziehung vollendet, und wir sind willens, dich zu unserer Schwiegertochter und Schwägerin zu machen. Dazu aber mußt du im Vollbesitz aller Rechte und gegenüber deinem Gatten, deinem Hause, deiner Familie eine unbeschränkte Herrin sein."

Um die Mittagszeit rief man einen Imam herbei; es erschienen ferner von den Ortseinwohnern vier oder fünf der nächsten Nachbarn, und wir schlossen einen regelrechten Ehebund. Gott sei Lob und Dank! Von dieser Zeit ab besann ich mich auf mich selbst und rückte in die Reihe der Vollmenschen ein.

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Siehe, so treibt es die Jugend. Jeder junge Mann ist anfänglich ein Gegner der Ehe; hat er aber erst einmal einen Stein des Anstoßes gefunden, so schreit er von selber nach dem Heiraten. Nur so viel Glück möchte ich ihm dann freilich wünschen, daß besagter Stein ebenso mollig wäre, wie derjenige, mit welchem mein eigener Kopf in Berührung gekommen war.

---

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt
DFG

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt

D Fa 2596

ULB Halle
001 168 509
3/1

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt
DFG

Universitäts- und Landesbibliothek
Sachsen-Anhalt